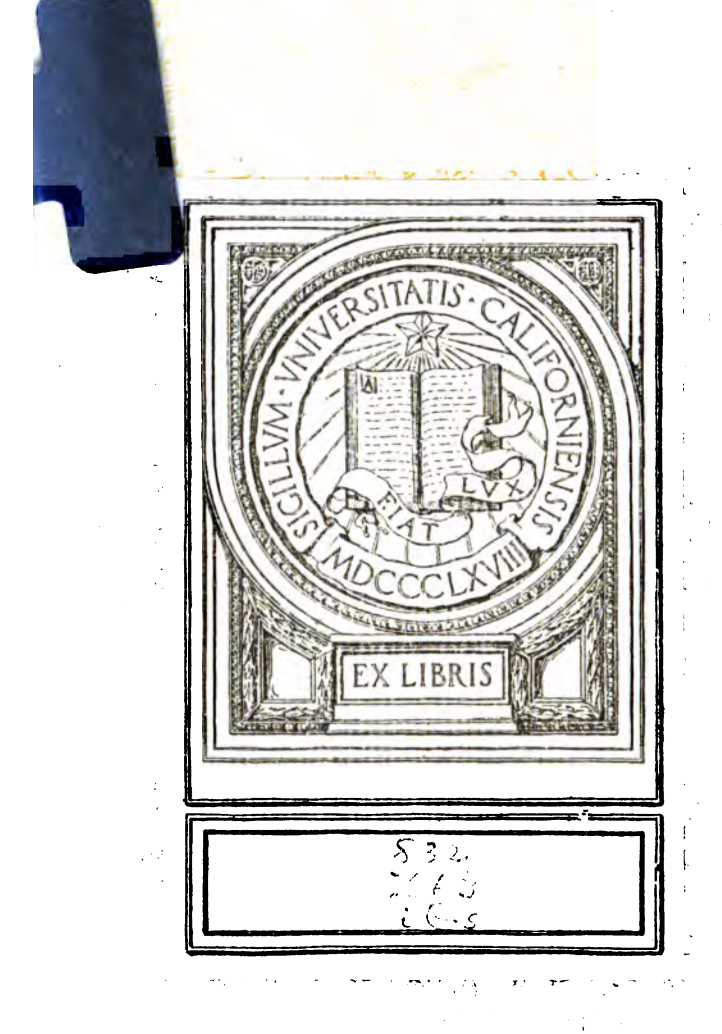
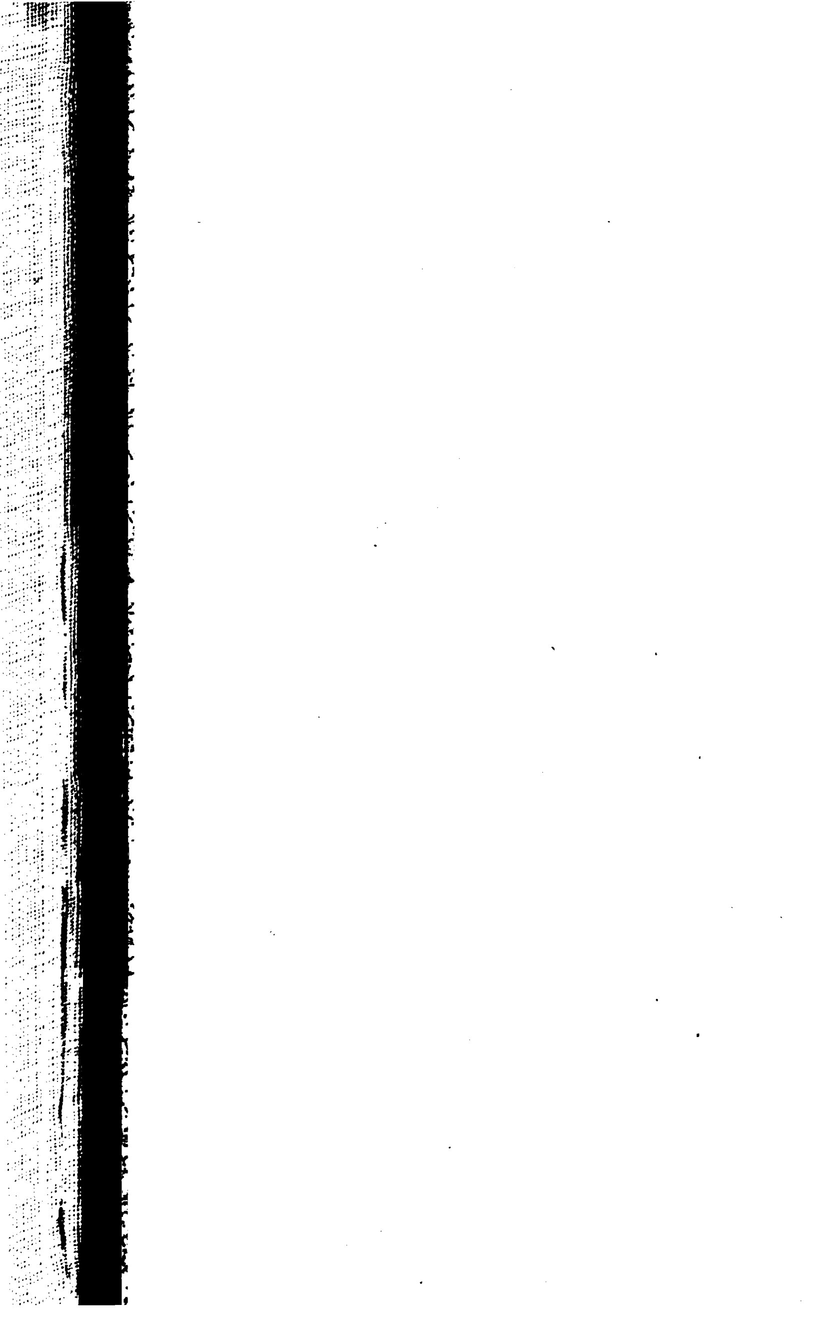
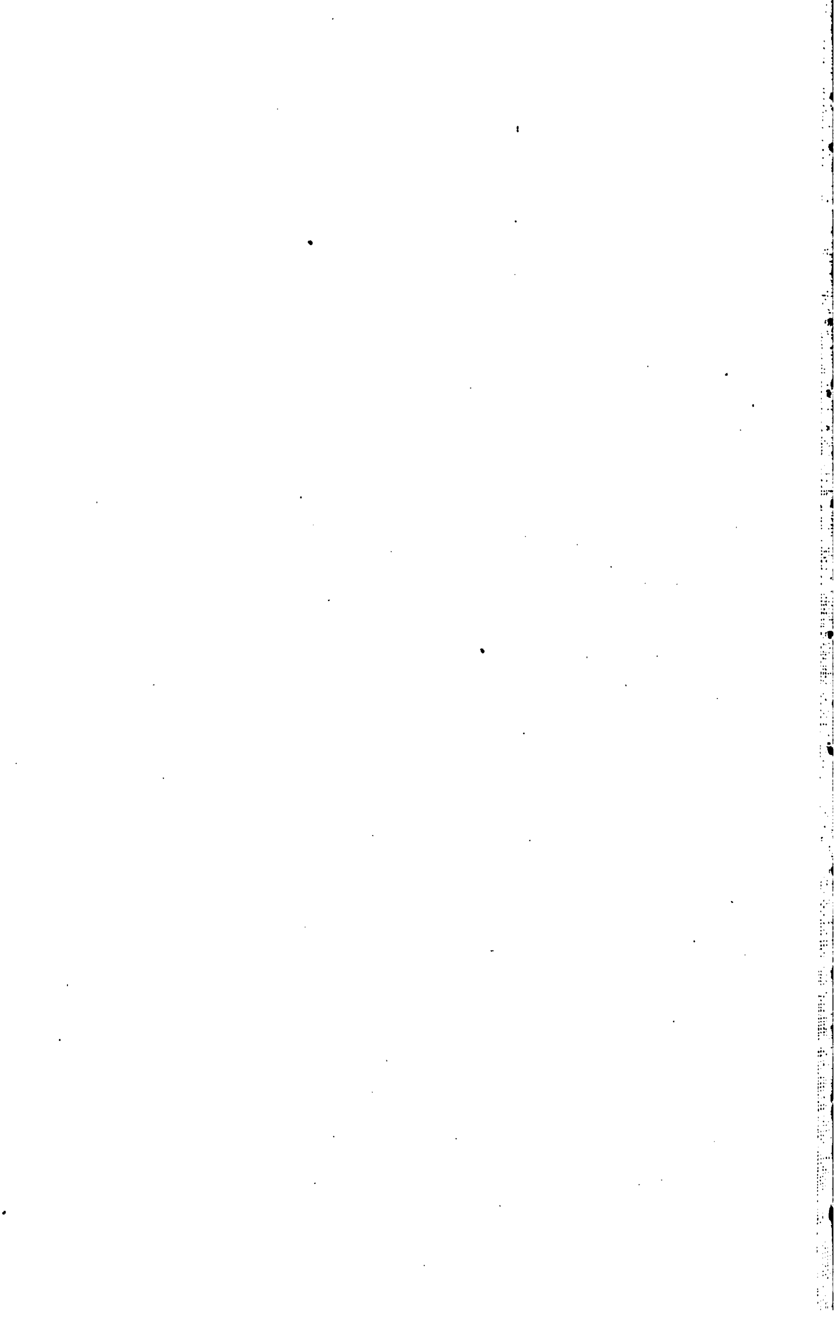



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





SLAVISCHE ROMANBIBLIOTHEK

VII.

JULIUS ZEYER:

DREI LEGENDEN VOM KRUZIFIXE UND ROKOKO



PRAG

VERLAG VON J. OTTO

1906

JULIUS ZEYER:

DREI LEGENDEN VOM KRUCIFIXE

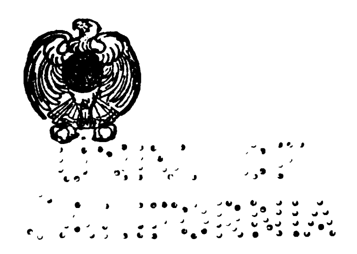
UND

ROKOKO

ÜBERSETZT

von

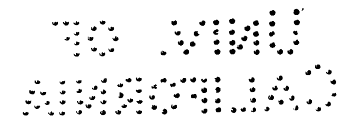
CORNELIA SPERA



PRAG

VERLAG VON J. OTTO

1906



Buchdruckerei »Unie« Prag.

I.

INULTUS.

Eine prager Legende.

Es mochten etwa zwanzig Jahre nach der Schlacht auf dem weifsen Berge verflossen sein.

Es war ein schöner Abend. Die Sonne versank hinter dem Petřin, der Hradčin erglomm in rosigem Lichte, die Moldau glich einem Flusse aus mattem flüssigem Bernstein. Auf der Karlsbrücke wimmelte es von Menschen, Pferden und Wagen. Es war dies ein prächtiges Bild. Wie viele stolze, glänzende Fremdlinge in reicher Edelmannstracht auf feurigen Rossen da einherritten, Eindringlinge, welche die Stellen und Rechte der verarmten einheimischen Geschlechter einnahmen! Wie viele aber ritten und fuhren hier von den Andern, den verräterischen, verdammten vom böhmischen Blute stammenden, das sie verläugnet und für einen Judasgroschen verkauft hatten! Es war dies ein prächtiges Bild. In vergoldeten schweren Karossen sonnten sich die Prälaten,

deren Türhüter den Erlöser nicht ins Haus eingelassen, wenn er arm und barfufs bei ihnen angeklopft hätte; in Seide und Goldstoff brüsteten sich die schönen Damen, deren Seelenlosigkeit nicht eine einzige weibliche Regung zuliefs. Zwischen den Pferden und Kaleschen drängten sich die feisten Bürger ewig zufrieden, wenn sich nur ihr Geldsack füllt und ihnen das Mittagmahl bekommt. Diese ruhigen Bürger füllten zutreffend die Leere zwischen den Wagen und Pferden, und vervollständigten in würdiger Weise dieses glänzende Bild, welches blofs einen einzigen Fleck hatte. Es war dies eine Gruppe zerschlissener Bettler in der Nähe des altstädter Brückenturmes. Diese waren dem böhmischen Lande treu geblieben, sie machten zu jener Zeit dessen Symbol aus. Sie blieben ihm treu wie die Not und Tränen und das Mitleid, welche seine Grenzen nicht verlassen wollten.

Die Blicke der schönen Damen, der stolzen Edelleute, der feisten Bürger betrachteten kaum den Schwarm der abgemagerten, elenden Gestalten und wenn sich ihre Blicke zufälligerweise doch zu ihnen verirrten, wandten sie sich von dem unharmonischen Bilde rasch ab. Nur hie und da reichte ihnen manche von den in Trauer gekleideten Fufsgängerinnen ein Almosen. Diese Bettler safsen auf dem Pflaster, schmiegten sich an einander, alt, blind, kraftlos in Lumpen, wie eine einzige Familie. Unaussprechliche Not war ihre gemeinsame Mutter.

Unweit von dieser Gruppe machte jetzt ein junger Mann halt. Seine Kleidung war um weniges besser als die ihrige, freilich um vie-

les sauberer und sein Antlitz war blafs und abgehärmt, wie das ihrige; nichtsdestoweniger war es überraschend schön. Seine Gesichtszüge waren von idealer Schönheit, die langen Haare und sein weicher Bart hatten die Farbe dunkeln Goldes, seine braunen Augen waren schwärmerisch und strahlten den Zauber einer geheimnisvollen Trauer aus; sie waren tief und wie tränenbetaut. Seinen Mund umspielte ein leidvolles Lächeln. Einen Augenblick sah er die Bettler an, suchte etwas in seiner leeren Tasche, fand daselbst eine kleine Münze, die er dann in die flache Hand eines blinden Greises legte.

Mit gesenktem Haupte ging er dann einige Schritte vorwärts, lehnte sich an die Brüstung der Brücke, vertiefte sich in den Anblick der Gebäude am Hradčin, welche sich in veilchenblauer Dämmerung zu verlieren begannen. Der rosige Glanz war im Erlöschen. Er sah lange, lange auf die prager Burg und seine Wangen verfärbten sich leicht und seine Lippen flüsterten etwas. Endlich liefs er sich neben den Bettlern auf die Erde nieder und bedeckte das Antlitz mit seinen Händen.

Die Sonne war längst untergegangen. Sie hatte einer tiefen Dämmerung Platz gemacht, das Gerassel der Kaleschen verscholl und der Trab der Pferde verstummte. Auf der Brücke wurde es nach und nach öde, auch die Bettler zogen heimwärts, nachdem sich für sie auf ein Almosen keine Aussicht mehr bot. Aber jener junge Mann blieb noch lange unbeweglich sitzen. Als er sich endlich erhob und um sich blickte, war es finster und auf dem Fir-

mamente erglänzten Sterne. Der Fluſs brauste unten gespensterhaft. Er stützte sich an das Geländer und sah in den sich dunkelwälzenden Strom hinab.

„Warum stürze ich mich nicht dort hinunter, wo ich Frieden und Ruhe fände, wo der Haſs erlischt, wo die Gewalttätigkeit aufhört, die Ungerechtigkeit und Schande?“ frug er sich in leisem Selbstgespräch.

Unten im Flusse flimmerten Sternenbilder in den Wellen. Er wandte davon seinen Blick nach oben zu deren reiner und klarer leuchtendem Vorbilde. Ihre groſse Ruhe fiel auf seine Seele, wie eine Offenbarung. Dieses ihr beredtes Schweigen glich einer Verheiſsung irgend eines Glückes, eines unbestimmten, aber unermeſslichen!

„Glücklich sein,“ sprach er leise, „welch ein Gefühl mag das wohl sein? An wen möchte ich mich wenden, um die Erklärung zu finden?“ Er sann noch eine Weile, dann wandte er sich mechanisch zum Abgange. In diesem Augenblicke vertrat er jedoch zwei ruhig dahinschreitenden Gestalten den Weg. Es war ein Mann und eine Frau. Der Mann alt und gebeugt, und die Frau schlank und jung. Der Mann erhob die Laterne, die er angezündet trug und ihr Licht fiel direkt auf das schwärmerische, bleiche, schöne Antlitz des sinnenden Jünglings.

Den Lippen des Weibes entrang sich ein Aufschrei der Überraschung. Leise und rasch sprach sie einige italienische Worte, griff in ihre Umhängtasche und reichte dem Jüngling ein reichliches Almosen.

„Ich bettle nicht,“ sagte dieser, sich gekränkt aufrichtend und sie vorwurfsvoll anblickend. Ihr bleiches Antlitz war über alle Maſsen schön und unbeweglich wie Marmor. Ihre Blicke glitten über sein ärmliches Gewand und blieben dann wieder auf den edelgeformten Zügen seines Angesichtes haften.

„Verzeihen Sie, Herr,“ sagte sie nachher und ihre süſse, wohltönende und tiefe Stimme hallte melodisch durch die Nacht. „Verzeihung, Herr, ich wollte Sie nicht beleidigen. Sie wissen, daſs an diesem Platze immer Bettler zu sein pflegen, es ist finster und ich konnte nicht bestimmt unterscheiden. Wodurch kann ich Sie versöhnen?“ Und sie reichte ihm die Hand, wie ein Mann dem andern. Diese Hand war kalt, wie Stein, hart und schwer.

„Ich bin versöhnt,“ erwiderte der Jüngling und erbebte, denn es war ihm, als hätte er eine Leiche berührt. „Ist es ein Phantom?“ sprach seine innere Stimme und er sah sie aufmerksamer an. Sie war schön, so schön, wie niemand, den er bisher auf der Welt gesehen, aber in dieser ihrer Schönheit lag etwas fast Steinernes, wie bei ihrer Berührung. Jetzt bemerkte er, daſs sie seine Hand noch hielt.

„Beweisen Sie mir, mein Herr,“ sagte sie, „daſs Sie in Wahrheit versöhnt sind. Seien Sie galant und begleiten Sie uns. Ich lade Sie zum Abendmahl ein.

Das Antlitz des Jünglings wurde dunkelrot und er zog seine Hand zurück. Das Licht der Laterne fiel immer noch auf sein Antlitz und das schöne Weib gewahrte, wie es von

Scham übergossen war. Sie lächelte stolz und gelassen.

„Ich bin Donna Flavia Santini von Mailand,“ sagte sie schlicht. „Mein Haus ist makellos. Haben Sie niemals meinen Namen gehört? Viele von den angesehensten Leuten dieser Stadt würden sich die Einladung, welche Sie in so beleidigender Weise ablehnen, zur Ehre anrechnen.“

Sie winkte ihm mit der Hand und sagte zu dem alten Manne: „Komm und leuchte.“

„Verzeihung!“ stieſs der junge Mann verwirrt und beschämt hervor. „Habe ich Sie beleidigt? Es schmerzt mich, denn Sie sind liebenswürdig.“

Er ging neben ihr, ihr Antlitz veränderte sich nicht, es war immer noch unbeweglich wie Marmor, über alle Begriffe schön, stolz, kühl. Aber von ihren Lippen lösten sich einige Worte.

„Hörten Sie jemals meinen Namen?“ fragte sie wieder während des Gehens.

„Nein, Madonna,“ antwortete er zaghaft. „Stammen Sie aus einem der fremden Geschlechter, welche sich dieses unseligen Landes bemächtigten?“

„Ich bin fremd hier,“ erwiderte sie, „aber mein Geschlecht hat sich nichts gewaltsam angeeignet, weder in diesem Lande, noch anderswo. Der Zufall führte mich hieher. Mein Geschlecht ist ein bloſs bürgerliches. Meine Hand jedoch streckt sich nach einer Krone aus. Nach einer jener Kronen, welche die Kunst verleiht!“

„Ach," seufzte der junge Mann. „Ein Künstler zu sein! Schaffen! Schaffen!" Er hob seinen Blick zum Himmel und liefs dann den Kopf hängen.

„Und Sie, wer sind Sie?" frug das schöne Weib.

„Ich bin ein Dichter," sprach er so leise, dafs es in dem Abendhauch verklang. Und es war ihm traurig und bange zu Mute. Er gedachte aller Lieder, die ihm im Herzen sprossen, und die wie Vögel im Käfig traurig schwiegen, denn es war ihnen nicht möglich aus seinem beklommenen Busen hervorzusprudeln, auf welchem die Last, der Fluch und schweres Unglück, überschweres, wie auf seinem ganzen Vaterlande lastete. Die Lieder des Hasses erschollen dort wehklagend, diese tyrtäischen Schreie, die threnodischen Seufzer ob des Elends des Landes und des Unterganges der eigenen Familie, aber sie nahmen weder Form an, noch wurden sie in Worte gekleidet, denn in der Agonie dieses Landes verstummte dessen Genius und jeder in jener Zeit Lebende war erstarrt, betäubt, versteinert, wie dieses selbst.

Donna Flavia hatte sein Flüstern dennoch gehört, trotzdem es so leise war und nun sprach sie: „Sie sind ein Poet! Desto besser, denn um so leichter werden Sie mich verstehen. Es ist dies eine sehr ernste Sache, über welche ich mit Ihnen sprechen will."

Der Dichter fühlte sich jetzt vollständig erleichtert. Indem er neben dem schönen Weibe einherschritt, schien es ihm, als ginge er mit einem Freunde herum. Der Gedanke an ein

unlauteres Abenteuer, welcher bei der unvorhergesehenen Einladung Donna Flavias seine reine Seele durchzuckte und in Aufruhr versetzte, verschwand ohne Spur. Sie gingen ohne weiteres Zwiegespräch die steile, öde und dunkle Gasse hinan, oberhalb deren Dächern die düsteren Konturen der Hradčiner Klöster, Paläste und Kirchen hervortraten. Sie hielten vor einem nicht sehr grofsen Hause mit hohem Dachgiebel an. Der alte Mann, welcher die Laterne trug, zog einen Schlüssel hervor, öffnete die Tür und sie traten ein. Die hölzerne Stiege mit dem reichgeschnitzten Geländer führte zu dem einzigen Stockwerke hinauf. Oben öffnete sich eine dunkle, schön beschlagene Tür, aus welcher ein altes Frauenzimmer von sonderbaren, strengen Zügen, in schwarzem Kleide mit einem langen Rosenkranze, der von ihrem Gürtel bis zur Erde herabhing, trat. Ihre gelblichen Augen, rund wie diejenigen eines Nachtvogels, schienen in die Weite zu starren und etwas zu sehen, was niemand sieht. In der Hand hielt sie einen grofsen Messingleuchter mit drei Wachskerzen. Schweigend grüfste sie Donna Flavia.

„Placida," sagte diese, „ich führe Dir einen Gast zu. Gib uns zu essen und zu trinken. Sie betraten ein geräumiges Gemach. Es war mit flandrischen Gobelins behangen, ein schwerer, grofser, geschnitzter Eichentisch stand in der Mitte, sonst war mit Ausnahme einiger grofser Lehnsessel kein Möbel in dem Zimmer, aufser einer ungeheueren Kredenz mit altertümlichen silbernen und bronzenen Gefäfsen und Schüsseln angefüllt, welche die

Wand zwischen zwei Fenstern einnahm. Dem Dichter, welcher ein ärmliches Kämmerlein in irgend einem öden Viertel unweit der neustädter Bastei bewohnte, erschien dieser Saal von königlicher Pracht. Er verriet jedoch sein Erstaunen nicht, senkte den Blick zu einem Teppich, der den gröſsten Teil des Ziegelestrichs bedeckte. Donna Flavia verlieſs das Zimmer, indem sie ihm den Lehnstuhl anbot. Placida deckte den Tisch, ohne ein Wort zu sprechen, sich dabei wie im Traume bewegend, und der Greis, der Donna Flavia begleitet hatte, offenbar ein Diener des Hauses, rückte die Stühle zurecht und zündete noch drei Wachskerzen in dem zweiten Messingleuchter an. Bald kam Donna Flavia zurück, legte den Mantel ab, sie trug ein dunkelgelbes Seidengewand, bloſs beim Halse und den Armen mit Silber verziert. Ihr kastanienbraunes Haar weich und voll legte sich zwanglos und gefällig an die stolze Stirne, ihre braunen, grossen Augen waren bewunderungswürdig schön, aber ihr Ausdruck war kühl.

„Setzen wir uns zu Tische," sagte sie, indem sie den Anfang machte.

Der Dichter saſs ihr gegenüber und der alte Mann, welcher das Zimmer nicht verlassen hatte, nahm an dem Tische ebenfalls Platz.

„Quido," sagte Flavia, „kennt mich von meiner zartesten Kindheit her, sowie Placida, — er diente meinen Eltern und ist mein Freund."

Der Greis lächelte ruhig. „Er ist stumm," sprach Flavia gelassen.

Eine kurze Pause trat ein und Donna Flavia begann dann Folgendes zu sprechen:

„Sie haben also niemals meinen Namen gehört, und ich bin doch eine ganze Reihe von Jahren in Prag und berühmt, wie man sagt. Sie haben vielleicht nicht einmal den Namen der Properzia de Rossi gehört? Wirklich nicht? Nun, das kann meiner Eigenliebe zum Troste gereichen. Properzia de Rossi aus Bologna war die berühmteste Bildhauerin Italiens. Ihre Schöpfungen sind voller Kraft und göttlicher Schönheit. Ich sah sie in Italien als Kind und sie begeisterten mich schon damals. Sie wiesen mir später die Richtung und waren für mein ganzes Leben ausschlaggebend. Ich wurde Bildhauerin wie Properzia.“

Flavia wurde nachdenklich und sprach dann ruhig vor sich hin: „Werde ich mich jemals zu ihrer Gröſse emporschwingen?“

Dann wandte sie sich zu dem jungen Dichter und frug ihn: „Und wie ist Ihr Name?“

Er runzelte die Stirne, in seinen Augen gab sich tiefe Trauer kund, antwortete nicht gleich, endlich sagte er leise: „Nennen Sie mich Inultus.“

„Inultus! Ein sonderbarer Name das,“ erwiderte Flavia. „Inultus bedeutet soviel wie der Ungerächte oder der Ungestrafte. Ich glaube, daſs auſser Ihnen niemand so heiſst.“

„Und doch,“ antwortete Inultus, „könnte sich so jeder in diesem unglücklichen Lande benennen, denn es lebt hier nicht eine einzige Seele, welche nicht entweder Rache oder Strafe erwarten würde.“

„Ah, Sie gehören unter die Unzufriedenen," sagte Donna Flavia, „um so besser." Inultus blickte finster drein und schwieg. In diesem Augenblicke trat jedoch Placida ein und trug auf einer silbernen Schüssel das Abendmahl auf. Donna Flavia forderte Inultus freundlich auf zu essen. Den ganzen Tag hatte er keine Speise angerührt und nun muſste er sich überwinden, um nicht zu hungrig zu scheinen. Auf kurze Zeit vergaſs er an alles, was ihn bedrängte, er aſs und trank sorglos, mit groſsem Appetit zwar, aber doch mäſsig. Donna Flavia nahm nur etwas vom Obste. Nach dem Nachtmahl sagte sie dann zu Placida: „Zünde die Lampen in der Werkstatt an." In einer Weile erhob sie sich, schob einen Vorhang, hinter dem eine kleine Tür sichtbar wurde, zurück und sprach: „Ich will Ihnen meine Arbeit zeigen und sagen, was mich dazu bewog, Sie zu mir einzuladen. Kommen Sie!"

Das Licht von drei groſsen Lampen durchdrang das tiefe Dunkel des Raumes, in den Inultus mit Donna Flavia eingetreten war. Ein Relief von weiſsem Marmor, darstellend das Weib Putifars, wie es Joseph den Mantel von den Schultern reiſst, leuchtete in seiner Weiſse voll reiner Schönheit Inultus entgegen. Es war so viel Kraft, Leidenschaft und zugleich Anmut in dem Werke, daſs Inultus überrascht ausrief: „Das ist die Arbeit Ihrer Hände, Madonna? Wie sind Sie groſs, mächtig und erhaben!"

„Nein," erwiderte sie, „das ist das Werk der Properzia de Rossi. Ich habe es nur nachgeahmt. Ich bin nicht so groſs, mächtig und

erhaben wie sie, aber mein Ziel, verstehen Sie mich wohl, ist gröfser, mächtiger und erhabener und Sie sollen mir helfen, dieses Ziel zu erreichen."

„Ich? Ich?" wunderte sich Inultus. „Und wie könnte ich dies?"

„Ich will es Ihnen sagen," antwortete sie. „Properzia de Rossi liebte unglücklich, starb an verschmähter Liebe. In diese Gestalt der Frau Putifars verkörperte sie ihre ganze Leidenschaft, ihre ganze Verzweiflung. Da Properzia einen sterblichen Mann liebte, blieb sie verhängnisvoll an die Scholle festgebannt. Ich aber, die ich nicht weifs, was Liebe zu einem Manne bedeute, und es nie erfahren will, ich erhob meinen Blick kühn bis zu den Sternen, wo das Phantom des unsterblichen Ruhmes lockend winkt. Der Ruhm und die Kunst sind meine einzige Liebe und mein einziger Gott."

Sie ging zu einem grofsen, weifsen Vorhang, den sie zur Seite rifs und Inultus erblickte ein hohes, hölzernes Kreuz, auf dem Christus in Lebensgröfse, aus Ton geformt, den Körper betreffend, beinahe vollendet hing; sein Antlitz jedoch war erst in groben Umrissen angedeutet.

„Hier sehen Sie meinen höchsten Ehrgeiz und zugleich meine Verzweiflung," sagte Flavia. „Einen sterbenden Christus darzustellen in solcher Agonie, dafs er ein jedes Herz erschüttern müfste, das gelang bisher keiner weiblichen Hand weder mit Meifsel, noch mit Pinsel, und sowie es meinem Geiste vorschwebt, durchführte es bis heut auch noch kein Mann. Die mächtige Tragödie von Gol-

gatha lebenswahr mit einem Schauer des Entsetzens voll blendender Schönheit des Ideals in Marmor zu verkörpern, das ist der kühne Traum meines Lebens! Mit der Verwirklichung dieses Traumes kämpfe ich schon zwei Jahre. Zwanzigmal änderte ich dies Antlitz meines Christus und zwanzigmal war ich bitter enttäuscht. Ich glaube nicht an Christus und deshalb kann er meiner Seele nicht erscheinen, kann sich nicht in meinem Herzen wiederspiegeln; dieses Vorteils der Gläubigen entbehre ich, und muſs ihn daher mühsam in meiner Einbildungskraft suchen, bilden und verfolgen."

Inultus erbebte. — „An Christus nicht zu glauben?" sagte er und Tränen füllten seinen Blick. Es schien ihm, daſs der Erlöser durch dieses lästernde Wort um eine Wunde mehr erhielt und zugleich fühlte er groſses Mitleid mit diesem schönen, marmorkalten Weibe, mit dieser finsteren, ungläubigen, lebenverneinenden Seele. Ihre Blicke strahlten, als sie ihn so ergriffen sah.

„Wie gemahnen Sie nun an Christus, so wie seine Legende ihn schildert, und wie die Kunst sich seiner bemächtigte," rief sie nahezu begeistert. „Wohlan vernehmen Sie es denn, ich suche schon lange und vergeblich das Vorbild unter den Lebenden, das Vorbild für Jenen, der meiner Seele nicht erscheinen kann. Als ich Sie auf der Brücke erspähte, da schrie ich überrascht auf, denn ich hatte das Vorbild für meinen Christus gefunden! Inultus, Ihnen will ich ihn nachbilden! Werden Sie das Mo-

dell zu meinem sterbenden König der Juden sein?“

„Nie!“ rief Inultus in Demut. „Ich bin dessen nicht würdig! Oh, wie können Sie nur etwas Ähnliches verlangen, Madonna!“

Lächelnd sagte sie: „Sie sind ein Kind, mein Freund,“ und nach einem Augenblicke faſste sie ihn bei der Hand, führte ihn zum groſsen, geöffneten Fenster, wies ihm einen Sitz und setzte sich selbst auf den Teppich, welcher das breite Fenstergesims überdeckte und von demselben halb ins Zimmer und halb in den Hof des Hauses herabhing. Die Nacht war ruhig und voller Sterne. Über die Dächer der Kleinseite konnte man bis hinter die Stadt und dann weit ins Land sehen, wo die dunklen Umrisse von Bergen sich erhoben und zwischen welchen die Moldau erglänzte. Das Rauschen des Flusses erfüllte den Arbeitsraum mit seinem traurigen Rhytmus. Es schien in seiner Tragik einem groſsen Schluchzen Prags, das gleich einer gefangenen Königin zu Füssen der Burg in Fesseln schmachtend lag, zu gleichen. Wortlos stand Inultus im Augenblicke, als er die Stadt aus dem Fenster erblickte, den groſsen Schmerz dieses unglücklichen Landes empfindend, dessen Name aus dem Buche der Lebenden gestrichen und dessen Stern in den Nebel des Todes und der Ohnmacht versunken war. Ein schwerer Seufzer hob seine Brust und er bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Freund,“ sprach Flavia, „ich weiſs, was in Ihnen vorgeht. Obgleich eine Fremde, begreife ich Sie. Nun merken Sie wohl, welch

grofsen Dienst Sie diesem Lande, über das Sie in stummem Leid Tränen vergiefsen, dem Volke, dem Sie entstammen, erweisen könnten, wenn Sie meiner Bitte Gehör schenken wollten."

Inultus war tief erregt. Fragend blickte er sie an.

„Jawohl," setzte Flavia fort, „dem ist, wie ich Ihnen sage, ich werde es Ihnen gleich erklären. Einer der Mächtigsten, in deren Händen das Schicksal dieses Landes ruht, wir wollen ihn Don Balthasar nennen, denn er ist ein Spanier, besucht mein Haus. Meine Familie war von altersher seinem Geschlecht mit Dank verpflichtet und er war auch die Ursache, dafs mein Vater nach Böhmen gekommen. Don Balthasar besucht also mein Haus. Es ist für mich eine grofse Ehre, obgleich eine kleine Freude, denn seine dunklen, teuflischen Augen erwecken in mir eine unbestimmte Furcht. Ich sprach einmal in der Gegenwart Don Balthasars von meiner Auffassung des sterbenden Christus, obgleich ich vorsichtig, ihm nicht wie Ihnen eingestand, dafs ich an Christus nicht glaube. Don Balthasar rief mich den andern Tag in seinen Palast, in dessen Marmorsälen königliche Pracht herrscht. Er führte mich in sein von Gold erglänzendes Oratorium, wo bis jetzt ein leerer Altar steht und sagte zu mir: „Meine Seele ist müde von den Leidenschaften, schläfrig von dem Hersagen des Rosenkranzes, abgestumpft durch den beständigen Kampf in diesem widerspenstigen, ketzerischen, verfluchten Lande. Ich kann in der Tat nicht mehr beten.

Stellen Sie mir auf den Altar dieser Kapelle einen solchen Christus, wie Sie von ihm gestern gesprochen, einen solchen, der mich mit seiner Agonie durchbohren würde, dessen stummer Aufschrei meine schlummernde Seele erweckte — und ich will Sie mit Gold überschütten und Ihren Namen zu den Sternen emporheben. So, Inultus, mein Freund, sprach zu mir Don Balthasar, und seit der Zeit lebe ich im Fieber ... Inultus, ich werde mir Christum nach Ihrem Antlitze bilden, mit dem ganzen unendlichen Schmerz, der in Ihrer Brust nistet! Der stumme Aufschrei Ihres grenzenlosen, zu Tode traurigen Gesichtes wird vielleicht ein menschliches Gefühl in der finstern höllisch hochmütigen Satansseele dieses Spaniers erwecken, wird ihn zu Tränen rühren! Es wird so sein, als wenn ihr ganzes unglückliches Land durch Ihre Lippen Gott fragen würde: „Warum, o Herr, hast Du mich verlassen?“ Und welch ein Heil könnte dadurch dem böhmischen Lande entspringen! Hören Sie, Inultus, die Klage des tiefen Flusses? Sehen Sie, wie Prag verzweifelt seine Arme zu den Sternen erhebt?“

Sie schwieg, ihre Blicke leuchteten und hefteten sich flehend auf sein Angesicht. Inultus erzitterte am ganzen Körper und faſste sie an beiden Händen.

„Ich will also tun, was Sie verlangen!“ rief er in Ekstase. „O, binden Sie mich also ans Kreuz. Legen Sie das ganze Leid dieses Landes, wie Sie es auf meinem Gesichte gesehen, in die Züge Ihres sterbenden Christus und vielleicht wird jenes steinerne Herz dann durch

diesen Anblick bewegt! Und wird sich da nicht während Ihrer Arbeit in Ihrer Seele eine leise Stimme melden, die Ihnen zuflüsterte, dafs Christus tatsächlich lebte und Gott ist?“

Flavia reichte ihm die Hand. „Vielleicht geschieht es so,“ sagte sie mit abgewandtem Blick, damit er den Unglauben in ihm nicht lesen könne. Dann setzte Sie hinzu: „Jetzt gehen Sie, mein Freund, und stellen Sie sich morgen früh ein. Mein Geldbeutel steht für Sie offen und mein Herz bleibt mit Dank erfüllt.“

Er machte eine abwehrende Handbewegung, wie wenn er sie bitten wollte, davon zu schweigen.

„Gute Nacht!“ sagte sie und rief den alten Quido, welcher Inultus aus dem Hause herausliefs und hinter ihm das Tor verschlofs.

Flavia stand noch einen Augenblick in Gedanken beim geöffneten Fenster, als Placida zu ihr trat.

„Siehe,“ sagte die Alte, indem sie ihr Glasscherben zeigte.

„Nun, was denn?“ frug Flavia.

„Der venezianische Pokal, woraus dein Gast getrunken, brach entzwei, ohne dafs ich ihn angerührt hätte. Dieser Mann wird Unglück in dein Haus bringen.“

Flavia lächelte. „Du weifst, dafs ich nicht abergläubisch bin.“

„Als er ins Haus eingetreten und ich Euch leuchtete,“ sagte Placida mit dumpfer Stimme, „sah ich mich selbst unten bei der Stiege stehen, ich sah Dich, die zugeklappte Kellertüre

heben und sah mich, wie ich diesen Gast, blutbedeckt in den Keller warf."

„Geh schlafen, Placida," entgegnete ruhig Flavia. „Du schliefest schon in dem Moment, als Du uns geleuchtet, und Deine Träume sind immer schwer und schmerzlich."

„Und oft prophetisch," fügte die Alte hinzu. Dann trennten sie sich, ohne weiter zu sprechen.

Inultus indessen irrte durch das schlummernde Prag in einem wahren Delirium, träumerisch sah er zu den Sternen auf, in den dunkeln Fluſs, breitete seine Arme den tiefen Schatten entgegen und rief begeistert zu Gott, er möge seinen und Flavias Traum verwirklichen. Früh morgens, bleich und totmüde klopfte er an das zugesperrte Tor der italienischen Bildhauerin.

Der stumme Mann öffnete ihm und lächelnd führte er ihn in die Werkstatt. Donna Flavia war noch nicht da. Placida jedoch kam bald und sagte zu Quido: „Die Frau läſst Dir sagen, Du solltest tun, was sie Dir gestern abends befahl." Dann entfernte sie sich und Quido wandte sich zu Inultus. Er begann ihn rasch zu entkleiden und mit einemmale sah sich Inultus überrascht bis zum Gürtel nackt dastehen. Quido zog ihm nachher auch die Schuhe aus und führte ihn zum Gerüst, welches der junge Mann gestern nicht bemerkt hatte und welches ein leeres, grofses, hölzernes Kreuz auf einer Estrade bildete. Quido hob Inultus wie ein Kind auf das hohe Fuſsgestell unter dem Kreuz, nahm Stricke, band seine Hände fest an die langen Querbalken

des Kreuzes, die Füſse dann zum Stamm desselben und entzog das Fuſsgestell. Inultus hing auf dem Holze wie Christus selbst. Gleich nachher trat Donna Flavia ein. In ein dunkles, loses, nur in der Mitte des Körpers durch einen Gürtel festgehaltenes Gewand gekleidet, war sie noch schöner als gestern, aber auch kälter und der Ausdruck ihres Gesichtes war streng und ernst. Sie blickte Inultus wie einen Gegenstand, nicht wie einen Menschen an und ohne ein Wort zu sprechen schritt sie an ihr Werk und begann zu arbeiten. In einer Stunde befiel Inultus eine Ohnmacht und er wuſste nicht, was mit ihm geschah. Als sein Bewuſstsein zurückkehrte, war Flavia nicht mehr in der Werkstatt, Quido und Placida lösten die ihn fesselnden Stricke, halfen ihm beim Ankleiden und brachten ihm Wein und Speise. Er konnte nur wenig essen, aber trank hastig und lag dann lange auf dem Teppich am Boden auf einem Polster, den ihm Quido reichte. Als er sich auf seinen Füſsen aufrecht erhalten konnte, half ihm der Stumme über die Stiege herab und begleitete ihn dann bis zur Brücke.

Und so ging es nun täglich weiter. Inultus unterzog sich einem wahren Märtyrertum. Beinahe nackt, mit starken Stricken angebunden, welche seine angeschwollenen Glieder blutig rieben, hing er Tag für Tag an dem Kreuze, hungrig und durstig, denn er konnte weder essen noch trinken, er hing dort in einem wahren Fieber der Begeisterung, das aus dem unaufhörlichen Nachsinnen über das Leiden Christi entstand, welches er jetzt selbst mit Kör-

per und Seele auf sich nahm. Eine Art Wahnsinn begann sich seiner zu bemächtigen. Seine glühende Phantasie gab ihm den Gedanken ein, Gott hätte ihn entsandt, um das unglückliche böhmische Land durch seine Marter am Kreuze zu erlösen. Es schien ihm oft, der Geist des Erlösers selbst stiege in seinen Körper, sobald er nur am Kreuze hing, der Atem Gottes durchwehe die sterblichen Formen seines Leibes, durchstrahlte sie, damit Licht eindringe in jene schwarze Seele, von der ihm Flavia erzählt, in die Seele jenes Spaniers, der, wie sie sagte, das Los des böhmischen Landes in seinen Händen hielt. Er starb nahezu vor Glückseligkeit bei diesem Gedanken, dafs durch seinen Tod sein Vaterland erlöst werde, durch seinen Tod, denn er fühlte wohl, dafs er mit seinem Leben dieses grofse Glück bezahlen werde.

Inultus war glücklich, aber Donna Flavia wurde von Tag zu Tag düsterer. Solange sie arbeitete, schien es ihr, dafs ihr Werk gelänge, sobald jedoch Inultus sich entfernte und sie allein war, da empfand sie die volle Schwere der Bitterkeit ihrer Enttäuschung.

„Das ist noch immer nicht das, was ich suche!“ rief sie leidenschaftlich. „Der Leib ist zu Tode gemartert, erstarrt, elend, weckt Mitleid und Entsetzen, ich bin zufrieden, aber das Gesicht! Es ist schön und traurig, wie das des Inultus. Es verrät eine traurige, eine begeisterte Wahrheit. Aber das genügt mir nicht! Ich sehe keine Agonie in dieser Müdigkeit und Ohnmacht! Wo ist der geheimnisvolle Ausdruck der aus dem Leben scheidenden Seele?“

Und von jäher Verzweiflung erfafst, nahm sie eines Tages den Dolch und durchbohrte das schöne traurige, begeisterte und reine Antlitz ihres Christus. Aber dann setzte sie sich unter das Kreuz und weinte. Sie vermochte nicht zu weinen, Tränen verusachten ihr Schmerz und brachten ihr keine Erleichterung; es schien ihr stets, als hätte sie einen Mord begangen. Placida trat in die Werkstatt ein, blickte auf das verdorbene Werk, auf die weinende Flavia.

„Weinst Du um ihn? Arme!“

„Um wen?“ frug Flavia plötzlich erbleichend.

„Um Inultus,“ sagte dreist die Alte.

Flavia blieb wie vom Blitz getroffen. Das Herz schlug ihr so stark, dafs sie es in ihrer Brust stürmen hörte. Aber dann wurde sie wütend, warf sich über Placida, den Dolch in der Hand.

„Du lügst!“ rief sie.

„Um so besser,“ antwortete Placida kühl, sich wehrend.

Flavia wurde plötzlich ruhig. Sie hob gebieterisch die Hand:

„Geh!“ sprach sie, „ich hasse ihn.“

Placida ging. Flavia schüttelte trotzig das Haupt und begann das verunstaltete Gesicht ihres Christus zu verbessern. Als den nächsten Tag Inultus sich einstellte, begann sie wieder geduldig und ausdauernd zu arbeiten, wie wenn nichts vorgefallen wäre.

Sie hafste ihn jedoch wirklich, wegen der momentanen Schwäche, die sie für ihn gleichsam unbewufst empfand und welche Placida erriet, als sie sie mit ihren grofsen, gelben Eulen-

augen durchbohrend, ansah. Es war übrigens auch nicht zu verwundern, denn suchte Flavia einen Todesschatten auf menschlicher Stirne, so fand sie ihn Tag um Tag deutlicher im Gesichte des armen Inultus, der in der Tat schon den Tod herannahen fühlte, und Flavia berauschte sich an diesem Gedanken, sowie Andere sich mit Liebe oder Wein berauschten. In dieser Hölle, in der er jetzt lebte, er, der Abkömmling eines ehemals ruhmreichen, aber jetzt zu Grunde gerichteten Geschlechtes, er, der Poet, der kein Wort dafür finden konnte, was in ihm vorging, er, der Böhme, der sein verratenes Land zerstampft und in blutigen und ekelhaften Schmutz gezerrt sah, in dieser Hölle hatte das Leben weder einen Zauber noch ein Lächeln für ihn und der Tod, der die Erlösung sein sollte, nicht nur ihm, aber vielleicht seinem ganzen Lande, seinem ganzen Volke, dieser Tod schien ihm das Schönste, das Erhabenste, was einem Menschen in diesem Tale der Tränen und der Qual begegnen konnte. Und so strahlte also seine nahe Erlösung, welche er schon so sicher und deutlich vor sich sah, wie eine Sternenkrone auf seinen Schläfen, und Flavia konnte zufrieden sein, denn das Merkmal dieses Todes war nicht alltäglich, es hatte seinen Heiligenschein der Auserwählten!

Eines Morgens kam er glückstrahlend: eine geheime Stimme sagte ihm — heute erreichst Du das, wornach Deine Seele lechzt. Donna Flavia war eingetreten, als er schon ans Kreuz gebunden war. Er war beinahe nackt und seinem ganzen Körper entstrahlte sichtbar ein

eigenes Licht. Sie blickte nicht ohne Überraschung auf sein Antlitz, und als sie dort eine grenzenlose Seligkeit wahrgenommen, die alle Spuren langer Leiden auf einen Augenblick verschleiert hatte, verfinsterte sich ihr Gesicht. Das war nicht der Ausdruck ihres Christus in der Agonie, diese Seligkeit störte ihr Werk.

„Lächeln Sie nicht so süfs," sprach sie unfreundlich zu ihm. „Dieser Blitzstrahl des Glükkes in Ihren Augen stimmt gar nicht mit der Starrheit Ihrer geschwollenen, blutigen Glieder überein." Dann fügte sie etwas weicher hinzu: „Es wundert mich in der Tat, dafs Sie sich durch die Gassen bis hieher schleppen können. Warum verlangen Sie nicht, dafs ich für Sie eine Sänfte oder einen Wagen sende? Ich dachte nicht daran!"

Inultus hob seine Blicke zum Himmel und lächelte noch seliger. Er wird keinen Wagen mehr benötigen, er wird seine schweren Schritte nicht mehr auf der harten Erde schleppen müssen. Und er lächelte verklärt, aber sagte nichts.

Zorn überkam Donna Flavia.

„Tut er mirs zum Trotz?" dachte sie und rief nach Quido.

„Binde ihn noch fester!" rief sie hart. „Siehst Du denn nicht, dafs die Stricke nachlassen?"

Quido gehorchte.

„Fester, fester!" rief Flavia gleichsam wie im Fieber, indem sie nun einen Ausdruck des körperlichen Schmerzes auf dem Antlitze des Inultus, dem das Blut von den Händen und

Füſsen zu rinnen begann gewahrte. Beim Anblicke des Blutes leuchteten ihre Augen mit einer förmlichen Gier wie jene eines Tiegers auf. Sie winkte Quido, er möge sich entfernen, nahm einen grofsen, von Dornen geflochtenen Kranz, legte ihn Inultus aufs Haupt, indem sie zu ihm aufs Gerüste stieg. Sie atmete schwer und als er sie vorwurfsvoll anblickte, fühlte sie eine Flamme im Herzen. Etwas wie Nebel legte sich für einen Moment über ihre Augen, sie schüttelte jedoch das Haupt, überwand sich mit überraschender Kraft und stieſs roh die Dornenkrone in seine Schläfen. Er ererbebte im Schmerz am ganzen Körper, ein schwacher Aufschrei entrang sich seinen Lippen und Blutquellen rieselten ihm übers Gesicht auf die nackte, abgemagerte Brust. Er war totenfahl.

„So gefällst Du mir!“ rief Donna Flavia in einem geradezu unmenschlichen Rausche des Hasses und der Liebe, des Zornes und krankhafter Verzückung, und eilte vom Gerüst zu ihrem Werke. Eine Ohmacht befiel Inultus, sein Haupt sank zur Seite und die Augen schwammen in einem dämmernden Mysterium, in einem Nebel zwischen Leben und Tod. Das war endlich die Agonie, eine wilde Begeisterung bemächtigte sich Flaviens. Das Herz hämmerte, aber ihre Hände zitterten nicht. Sie trat an ihre Arbeit und es schien ihr, daſs unter ihren Händen ein Wunder der Kunst entstehe! In der Werkstatt war es still wie im Grabe, nur ihre lauten, heftigen Atemzüge und seine leisen Seufzer widerhallten in dieser tiefen Stille. Aber endlich kam Inul-

tus zur Besinnung, öffnete groſs die Augen und erwachte zu vollem Leben.

„Gott!“ sagte er, „was geht denn mit mir vor?“ Donna Flavia fluchte laut:

„Noch eine halbe Stunde!“ rief sie, „und ich habe mein Ziel erreicht! Warum erwachten Sie denn?“ Sie hatte das Gerät weggeworfen.

„Madonna,“ erwiderte Inultus, „es scheint mir, daſs ich sterbe.“

Sie fuhr zusammen und zog den Dolch. Ihr erster Gedanke war menschlich, sie wollte schnell seine Fessel entzwei scheiden und lokkern. Sie sprang auf das Gerüste und er, dessen Geist sich durch den nahen Tod schon trübte, begriff sie nicht gut und glaubte, sie wolle ihn töten.

„Ja,“ sagte er dumpf, „Sie haben recht. Was liegt denn an meinem Leben, und wenn Sie mich ins Herz stechen, werden Sie den richtigen, von Ihnen so lang ersehnten Ausdruck des Gesichtes sehen, und mein Opfer wird dadurch vollendet sein.“

Er blickte sie schwärmerisch an. Sie fühlte eine wahre Lava durch ihre Adern strömen, in den Ohren sauste und tönte es wie Glokken und der Puls in den Schläfen pochte hämmernd. Ein blutgieriger Wahnsinn, der einer wilden Lust glich, bemächtigte sich ihrer, sie zielte in der Luft nach seinem Herzen.

„Für Dich, mein Volk,“ sagte noch schwächer Inultus, „gebe ich mein Blut! O Gott, nimm es als Erlösung an!“

„Warum lockst Du mich?“ sagte düster Flavia und ihre gespenstischen Augen bohrten

sich in das fahle Antlitz ein, aus welchem ein heiliges Licht strahlte.

Sie wich einen Schritt zurück, erhob dann den Dolch und stiess ihn in seine Brust. Er fuhr zusammen, so dass das ganze Gerüste erbebte und sah sie überrascht an. Er erwachte langsam aus seinem Delirium. Etwas durchfuhr blitzartig seinen Kopf, was ihm das Herz zusammenkrampfte. Es war die Trauer um den Verlust seines Lebens, das er nicht gelebt und das nun entschwunden, über den Verlust der Jugend, deren süsse Schönheit er nicht begriffen und die ihm nun plötzlich erlosch, es war der Kummer über den Verlust jenes Wortes, das ihm in der Brust unausgesprochen erstarb und welches nun auf ewig verstummte! Eine grosse Träne rann über seine Wange. Aber dann hob er seinen Blick zu Flavia und lächelte ihr zu.

„Vergib ihr, o Gott," flüsterte er, ein Schatten streifte sein Gesicht, er senkte den Kopf und starb mit einem leisen Seufzer. Das Blut aus seiner Seite tropfte in schweren Tropfen auf den Boden und dieses gespensterhafte Gepoche regelmässig wie das Ticken der Uhr weckte die erblasste Flavia aus ihrem Schauder auf, in dem sie gleichsam zu Stein geworden. Sie stieg langsam vom Gerüste, wie im Traume schritt sie durch die Werkstatt, wie eine Somnambule trat sie dann zu ihrem Werke und in einem wahren Fieber der Begeisterung begann sie zu arbeiten. Die Stunden schwanden und Flavia hatte nicht aufgehört. Als die Sonne sank und die blutige Glut in die Werkstatt sich ergoss, beendete Flavia ihr Kruzifix.

Sie trat einen Schritt zurück, unsagbares Glück entströmte ihren Augen, sie hob die Hände über ihren Kopf und rief: „Ich bin dessen sicher, daſs ein unsterbliches Werk unter meinen Händen entstanden! Ich errang die Höhe, von der ich geträumt!"

Dann wandte sie sich zu ihrem blutigen Vorbilde und plötzlich war alle Begeisterung und Glück aus ihrer Brust geschwunden und Flavia hatte das schreckliche Bewuſstsein, eines verübten Mordes. Sie fiel schwer zu Boden und blieb dort lange liegen. In der Werkstätte war es schon finster, als sie sich erhob. Sie blickte wieder Inultus an. Es schien ihr, daſs er ihr durch das Dämmergrau seine Arme entgegenbreite, als wenn er sich nach ihr sehnte. Ihre Haare sträubten sich. Sie wähnte nach einem Kuſse dieser bleichen Lippen zu dürsten.

„Leichenbraut!" flüsterte sie zu sich und schlich auf ihren Knieen zum gemarterten Inultus. Sie berührte mit ihrer Stirne seine Füſse. Als sie deren Marmorkälte fühlte, kam ihr die Überlegung wieder zurück.

Sie erhob sich, zündete die Lampe an, öffnete die Tür und rief:

„Placida! Quido!"

Beide eilten herbei, beunruhigt, denn sie wunderten sich, wie lange Flavia gearbeitet hatte; ihre Stimme war hohl, beengt und ganz verändert. Sie blickten sie mit Entsetzen an, sie war grauenerregend, wie sie so im düstern Raume an die Wand gelehnt dastand, mit dem Male gestockten Blutes an ihrer Stirne, mit der sie Inultus' verwundete Füſse berührt

hatte. Sie sahen sich im Gemache um und gewahrten Inultus tot, aus seiner Seite blutend. Bewegungslos standen sie still, wie die starre Flavia selbst. Da begann sie endlich zu sprechen, indem sie mit dem Finger auf Inultus zeigte.

„Traget ihn hinweg!“ sagte sie dumpf.

„Du hast ihn getötet?“ frug Placida.

Flavia nickte mit dem Kopfe.

„Gott möge es mir verzeihen,“ versetzte sie nach einer Weile.

„Du sprichst von Gott?“ gab Placida verwundert zurück. „Fängst Du nun an, an ihn zu glauben?“

„Ich konnte mein Werk ohne diesen Mord nicht beenden,“ sagte ausweichend Flavia. In einem Augenblicke fügte sie hinzu: „Und er starb gern.“

Sie bedeckte ihr Gesicht.

„Was nun?“ frug Placida.

„Ich weiſs nicht,“ sagte zaghaft Flavia.

„Ich wuſste wohl, daſs ich ihn einmal früher oder später in diesen Keller werfen werde,“ sprach Placida zu sich mit traurigem Lächeln. Dann sagte sie zu Quido, der leise weinte: „Tragen wir ihn fort — Sie, Madonna, leuchten Sie!“

Sie trugen Inultus heraus und auch dieses sein blutdurchtränktes Kreuz, sie schleppten ihre Last über die Stiege, und Flavia, indem sie die Lampe beiseite stellte, hob die schwere, zugeklappte Tür eines Kellers, welcher als Überrest eines ältern Gebäudes eher ein in den Felsen gehauener, bodenloser Abgrund war, in dessen Schoſs steile, zerbrochene und

schlüpfrige Stufen führten. Über dieselben zu schreiten war es sehr gefährlich. Placida und Quido hoben also die Leiche über die Öffnung, hielten sie einen Augenblick über dem Abgrund und dann liefsen sie sie los. Als sie unten zu Boden fiel, hallte ein dumpfes Geräusch aus der tiefen Finsternis von einem so sonderbaren, gräfslichen Klang, dafs Flavia, Placida und Quido, wie versteinert in einer Art Ohnmacht, bewegungslos blieben, und als sie sich dann gegenseitig umblickten, soviel Grauen einer dem andern im totenfahlen Gesichte lasen, dafs sie auseinander flohen, da sie gegenseitig Gespenstern gegenüberzustehen wähnten.

Niemand vermifste Inultus, niemand frug nach ihm und Donna Flavia konnte ruhig schlafen. Placida wurde nachdenklich, als sie sie in einem, zwei Tagen ruhig wie immer, ohne ein Zeichen der Reue, mit lächelndem Gesichte sah.

„Wehe ihr!" sprach sie zu Quido, „ich glaube an ihre Ruhe nicht. Du wirst sehen, dafs sie der Verzweiflung verfallen wird!"

Donna Flavia liefs nun ihr Kruzifix in Marmor ausführen und an dem Gesichte arbeitete sie selbst eifrig. Als das Werk beendet war, brachte man es in den Palast jenes Edelmannes, welcher es bestellt hatte. Der Ruhm Donna Flavias verbreitete sich durch Prag. Don Balthasar veranstaltete ein grofses Fest in seinem Hause und man reichte Donna Flavia einen goldenen Kranz. Sie hielt ihn in den Händen, heftete ihre Blicke auf das Antlitz des Christus aus Marmor, den ihre Hände

geschaffen, und zwei grofse, schwere Tränen quollen aus ihren Augen. Traurig und bleich kehrte sie heim.

Sie trat in ihre Werkstatt und setzte sich unweit des Reliefs Properzia Rossis nieder. Sie versank in Gedanken. Als Placida zu ihr trat, sagte sie zur Greisin: „O wüfstest Du, wie wenig der Ruhm den Durst der Seele stillt! Wüfstest Du, wie wenig der Erfolg ihren Hunger sättigt!“

Placida nahm ihr jedoch den Kranz aus der Hand und legte ihn auf ihre Schläfe.

„Du bist gröfser als Properzia de Rossi,“ sagte sie zu ihr, „Du hast sie übertroffen.“

„Properzia de Rossi!“ rief leidenschaftlich Flavia. „O wie war sie glücklich und wie unglücklich bin ich!“ Sie verdeckte ihr Gesicht mit dem Gewande, dann setzte sie hinzu, Placida von neuem anblickend: „Sie wurde von der Liebe getötet — und ich tötete die Liebe!“

Ein mächtiges Schluchzen hob ihren Busen, aber in ihren Augen war keine Träne mehr.

„Sei still!“ sagte Placida streng und legte die Hand an ihren Mund. „Schweige und vergesse.“

Flavia schien wieder ruhig, sie nahm den goldenen Kranz von ihrem Kopfe und reichte ihn Placida.

„Geh,“ sagte sie, „werfe den Kranz ihm in den Keller nach.“

„Bist Du wahnsinnig?“ frug Placida.

„Geh und gehorche!“ sagte Flavia bestimmt und mit einer solchen Kraft, dafs das alte Frauenzimmer gehorsam ging. Als sie in die

Werkstatt zurückgekehrt war, lag das Relief der Properzia de Rossi zur Hälfte zerschlagen am Boden und auf dem stärksten Nagel, der es einstens gehalten, hing Donna Flavia durch ihren Gürtel erwürgt.

In derselben Nacht verschwand Flavias Kruzifix aus dem Oratorium jenes spanischen Edelmannes, dessen düstere Seele dieser Christus aus Marmor so wenig rührte, wie sie der Heiland selbst gerührt hätte. Dieses schöne Kreuz flüchtete sich aus dem Hause der Sünde und des Hochmuts in eine Kirche, die meist durch die arme Bevölkerung Prags besucht wurde. Dieses Wunder verursachte plötzlich ein grofses Aufsehen im ganzen Lande und es wurde zugleich von dem unbegreiflichen Selbstmorde Donna Flavias gesprochen. Dieses Rätsel erklärte jedoch Placida. Sie war vernichtet. Sie gestand nun alles. Sie öffnete die gesperrte Kellertür und Quido liefs sich hinunter und brachte wie die irdischen Überreste des Inultus, so auch den goldenen, ihm ins Grab nachgeworfenen Kranz. —

Als das schlichte, ärmliche Leichenbegängnis Inultus' unter grofser Teilnahme des armen Volkes sich durch die Strafsen Prags bewegte, da geschah etwas Merkwürdiges. Den ganzen Weg hindurch kniete eine Menge der Armen und Leidenden nieder, neigte die Köpfe zur Erde und berührte in grofser Verzückung das Pflaster mit ihrer Stirne; dies alles zur nicht geringen Verwunderung der glänzenden Herren und Damen hoch zu Pferde und in den Karossen, welche es zufällig sahen und vergeblich nach der Ursache solch einer unbegrenzten,

auf so begeisterte Weise kundgegebenen Ehrfurcht forschten.

Ein stolzer italienischer Kardinal, der sich zu dieser Zeit eben in Prag aufhielt, ärgerte sich sehr, denn sein prunkvoller Wagen wurde durch die auf der Erde knieende Menge auf einen Augenblick in seiner Fahrt aufgehalten. Er wollte eben über seinen Unmut hinwegkommen, als aus einem niedrigen, unweit liegenden Häuschen ein alter, heiliger Priester, arm und schlicht, welcher in diesem Augenblicke Hilfe und Trost in dieses Haus gebracht, heraustrat. Als seine Blicke den Sarg Inultus' wahrgenommen, breitete er seine Arme aus, sein Gesicht erstrahlte, er kniete nieder und neigte den Kopf. Der Kardinal sprang ungeduldig aus seinem Wagen, trat an ihn heran und berührte seine Schulter.

„Warum knieet Ihr nieder und was bedeutet diese grofse Ehrerbietung?“ frug er streng. Der Priester sah ihn, der da in Purpur erglänzte, an.

„Sehet Ihr es denn nicht, mein Herr?“ wunderte er sich und wandte seine Augen von dem blitzenden Smaragdenkreuz, das dem Kardinal an goldener Kette auf der Brust flammte und verfolgte in Ekstase wieder den Sarg mit seinen Blicken.

„Ich sehe nichts, als das Begräbnis eines Bettlers. Wer war es denn?“ frug der Kardinal.

„Ich weifs es nicht,“ antwortete der Priester, „aber es war gewifs ein Auserwählter Gottes! Sehen Sie denn nicht, dafs vor seinem Sarge König David mit der Harfe in der Hand

schreitet, und hinter dem Sarge der Heiland selbst, barfufs, mit der Dornenkrone auf seinem Haupte?“ Und er neigte seine Stirne in den Staub. Wie konnten Ihn jene Stolzen, von der Eitelkeit Berauschten, von dem leeren Ruhm dieser Welt Geblendeten sehen? Nicht für diese, sondern für Unglückliche und Geächtete, für die Traurigen und Bedrückten, für die Armen und Schlichten kam Christus sein Königreich zu gründen, das nichts Gemeinschaftliches mit dem hat, was die Macht und die Herrschaft dieser Welt bedeutet. Von denen, die unter den Menschen als die Ersten genannt werden, von denen weifs Gott nichts, denjenigen jedoch, welche als die Letzten gelten, zeigt der Erlöser manchmal zum Troste sein süfses, gemartertes, sonnig strahlendes Angesicht.

II.

EL CRISTO DE LA LUZ.

Eine toledanische Legende.

In einer der ältesten Synagogen von Toledo, in derjenigen, welche später zu einer christlichen Kirche wurde und noch heute Santa Maria la Blanca genannt wird, versammelten sich einstens im Frühjahr, tief im Mittelalter, die Juden, um ihr Osterfest zu begehen. In allen fünf Schiffen des Gotteshauses, bei jeder der mächtigen, achteckigen, mit byzantinischen Kapitälen gezierten Säulen stand ein grofser, siebenarmiger Messingkandelaber mit einer Unzahl von brennenden Wachskerzen. Ihr gelbes Licht flackerte feierlich und ein leichter Rauch stieg auf zu den schönen Wölbungen und Friesen empor, welche im judäischen Stil durchgeführt, arabische Anmut mit dem symbolischen alttestamentarischen Ernst vereinigten. Die Synagogentür stand offen, es war ja eine Störung der Andacht nicht zu befürchten, denn rings um die geheiligte Stätte blühte ein grofser Garten

voller Myrtenbäume und Zedern, umgeben von einer hohen Mauer, welche das Gotteshaus und seinen Hain von der städtischen Umgebung trennte. Die Abendluft war gesättigt von dem goldigen Glanze des Sonnenunterganges und dem Duft der Veilchen. Das Rauschen der Bäume mengte sich in das Summen der Gebete, welches das Gotteshaus erfüllte; das helle Geplätscher auf die Steine des aus zwei Brunnen geschöpften Wassers, bei welchem die Gläubigen ihre rituelle Reinigung verrichteten, vereinigte seine silbernen Töne mit dem gedehnten Gemurmel menschlicher Stimmen und verschmolz mit dem Rauschen der Bäume.

An den Stamm einer hohen Zeder gelehnt, in deren dunkelgrüner, ganz von Sonnenstrahlen durchdrungener Krone die Vögel schwirrten und sich tummelten, stand Abisain, ein junger, schöner Mann. Er war einer der Reichsten, der Geachtetsten in der ganzen Judengemeinde von Toledo und berühmt durch seine Gelehrsamkeit und seinen Enthusiasmus für den Glauben, die Gebräuche und die Hoffnungen seines altehrwürdigen Volkes. Abisain sah nun in Verzückung empor zu den Bäumen, sah aber weder Vögel noch die sonnvergoldeten Zweige, seine schwärmerischen Blicke suchten hoch oben in den Bäumen, über den Wolken, weit in der Tiefe des Firmaments irgend eine Vision des idealen Sions, des von den Propheten verkündeten Jerusalems im Diamantglanze in Erfüllung gegangener göttlicher Verheifsungen. Die Stadttore waren geöffnet, in den Strafsen regneten Blüten, er-

klang das Hossanah, denn siehe der König von Sion, Miseh, der Gesalbte des Herrn feierte seinen Einzug! Das Volk Israel war erlöst, die Krone erstrahlte auf seinen Schläfen, es bestieg den von Ewigkeit für ihn vorbereiteten Thron, welcher ihm schon verheifsen wurde, als es noch keine Nation gewesen, als es noch wie eine grofse Familie frei durch die Wüste zog, als die Zeit der ersten Menschheit herandämmerte. Nun safs das Volk Israel auf dem Thron und hielt den Szepter in der Hand und aus der ganzen Welt kamen die Nationen, um sich vor ihm zu beugen.

Vor Seligkeit wurden die Augen Abisains feucht. Da zog ihn jemand an dem Ärmel seines seidenen Kaftans. Es war dies ein bereits alter Mann.

„Sei gegrüfst, Meribal," sagte Abisain, wie wenn er vom Traume erwachte.

„Wie lange stehst Du schon hier so unbeweglich?" sagte Meribal. „Die Gebete sind beendet, siehe, alles drängt aus der Synagoge. Komm, wenn Du nicht anderswo zu Gaste geladen, kehre in meinem Hause ein."

Abisain kreuzte die Hände über seiner Brust, lächelte und berührte dann mit seiner flachen Hand die Stirne, indem er sich vor dem Greise leicht verneigte.

„Es gibt kein Dach in Toledo," sagte er, „unter das ich so gerne eitreten würde als unter jenes Deines Hauses."

Beide Männer hingen sich vertraulich in einander und traten aus dem Garten, der, nun geöffnet, seinen Duft in die düstern, schmalen, winkeligen Gassen ausströmte. Die dunkeln

Gestalten der Juden in ihren langen Kaftans und die lichten Erscheinungen ihrer Frauen und Mädchen, in weifse Schleier gehüllt, strömten aus der Synagoge, wie ein bunter Vogelschwarm und zerstreuten sich in der Stadt.

Abisain und Meribal gingen nicht sehr weit. Sie schlugen die Richtung zu den Schanzen ein, unter denen der Tajo rauschte und bogen dann in eine schmale, selbst bei Tageslicht düstere Gasse, die aus hohen, traurigen, beinahe fensterlosen Häusern bestand. Vor dem Eichentor des einen, das regelmäfsig mit Nägeln beschlagen und mit grofsen, schön ziselierten Köpfen, echt arabischer Arbeit, verziert war, blieben sie stehen. Meribal schlug mit dem Türklopfer darauf, die schweren Flügel öffneten sich sofort und sie traten ein. Meribal war einer der reichsten Kaufleute der Stadt und bewohnte einen wahren Palast. Er führte seinen Gast in einen Saal, dessen Wände in Stuccoarbeit ein Meisterwerk arabischer Künstler waren, bewunderungswürdig wegen der mit erlesenem Geschmack zart durchgeführten Motive, die von Gold, Silber und Farbenpracht die Augen blendeten. Die Zimmerdecke aus Zedernholz vom Libanon glich einer zarten Spitzenarbeit, so reich und mit so vollendeter Finesse waren die Schnitzereien gearbeitet. Durch die hohen schmalen Fenster sah man den Flufs, der zwischen hochaufsteigenden Ufern in der Abenddämmerung lag, und auch die grüne, frische, blühende toledanische Vega, über der der gelbe Himmel, auf dem schon hie und da die silbernen Funken der langsam aufgehenden Sterne blickten, erlosch.

Die Halle wurde von einer grofsen Hängelampe aus Messing erleuchtet, deren dreizehn Flammen einen wie Mondlicht milden Schein gaben und einen lieblichen Duft wie Balsam verbreiteten. Darunter stand ein schwerer Eichentisch, einfach, aber reich gedeckt. Abisain war nicht der einzige Gast, die Halle widerhallte von der Unterhaltung der Geladenen. Man setzte sich sogleich zum Abendessen. Meribal brach das ungesäuerte Brot, schenkte den Wein ein und sprach das Gebet. Als er dann nach dem Essen die Gäste gesegnet, dieselben die Pokale erhoben und Meribal mit zitternder Stimme sprach: „Heute noch sind wir Verbannte auf fremdem Boden, übers Jahr werden wir vielleicht schon in Jerusalem weilen," trat tiefe Stille ein und aus aller Augen strahlte eine fromme Sehnsucht. Da teilte sich plötzlich wie durch ein Wunder am Ende der Halle der grüne schwere Vorhang, auf dem silberne Granatäpfel so aufgeschnitten, dafs man sie voll von Kernen sah, gestickt waren, und ein Strom des Lichtes ergofs sich in den jetzt verhältnismäfsig dunkeln Speiseraum. Alle wandten sich überrascht um und der Anblick, der sich ihnen darbot, war in der Tat bezaubernd: Zwanzig weifsgekleidete Jungfrauen safsen im Halbkreis unter silbernen Ampeln aus saphirblauem und rubinrotem Glas, die an längern und kürzern Ketten Gruppen bildeten und so den leuchtenden Konstellationen glichen. Die Mädchen, alle von grofser Schönheit, waren gleich gekleidet und ihr schwarzes aufgelöstes Haar, mit Wohlgerüchen getränkt war mit Veilchen und Myrten durchflochten.

Sie sassen auf niedrigen Schemeln und jede hielt eine vergoldete Harfe. In der Mitte sass Rispa, die Tochter Meribals. Wie eine weisse Rose wunderlieblich — sie hatte dunkle Augen, die wie Mondesglanz strahlten, doch ihr Haar glich flüssigem Golde. Inmitten der schwarzgelockten Mädchen erschien sie wie von Sonnenstrahlen umflossen. Nun griff sie in die Saiten und die Mädchen folgten ihrem Beispiel. Die Töne der Instrumente zogen durch die Halle wie das Rauschen eines grossen Baches, wie das Murmeln einer tiefen Quelle, wie das Säuseln des Windes, der durch einen Olivenhain zieht und aus dem Hintergrunde dieser eintönigen, gedehnten, nebelhaften Musik stieg Rispas Gesang wie das Lied einer Lerche aus den wogenden Ähren empor. Sie besang den Ruhm und den Glanz des Sions der Zukunft, jener Stätte glücklicher Menschen, wo Zufriedenheit und Gerechtigkeit walten, wo es kein Unrecht und keine Träne mehr geben wird. Ihn besang sie, den Gott verheissen und der da aufgehen wird, wie ein Stern am Himmel; ihn, den König und Propheten, den Hirten der Völker! Er wird glorreich in seiner Herrlichkeit kommen, der Gesalbte des Herrn, der grüne Zweig am Stamme Davids, grösser als David, grösser als Salomon, er, den Gott erhöht wie eine Fahne über dem Menschengeschlechte! Er wird sich auf Sions Höhe stellen und an diesem Tage wird Jehovah seine Hand öffnen, um die Überreste seines auserwählten Volkes zu sammeln und sie werden von Assar und Misraim, von Patros und aus dem Lande Kusch kommen, von Elam

und Senaar, von Hammath und den Inseln so manchen Meeres, um Zeugen zu sein von Sions Herrlichkeit! —

Also sang Rispa und die Herzen aller Lauschenden erbebten in den Tiefen ihrer Brust. Der Nachklang der Harfe und ihrer süſsen Stimme erstarb zitternd in der Halle und manch' gedämpfter Seufzer wurde in der Stille hörbar, der Rührung, Begeisterung und freudige Hoffnung verriet, die Rispa mit ihren Worten und ihrer Kunst geweckt. Abisain war am tiefsten von allen ergriffen, denn seine Vision, die er unlängst selbst gehabt, stand wieder vor seiner Seele, umflossen von diesem herzerfrischenden Zauber.

Die Mädchen erhoben sich, stellten die Instrumente beiseite, lösten die Kränze aus ihren Haaren und traten in die Halle. Schnell banden sie kleine Sträuschen aus Veilchen und Myrten, die eben noch ihre Schläfen geziert, und verteilten sie unter die Gäste. Meribal nahm seine Tochter bei der Hand und küſste sie auf die Stirne. Die dunkle Glut ihrer gesenkten Augen entsandte lange Strahlen unter der Nacht der Wimpern, die ihr marmorweiſses, feingeschnittenes Antlitz beschatteten. Der mystische Inhalt des Liedes hinterlieſs in ihrem träumerischen Lächeln die Spur eines unsagbaren Zaubers. Ihre Hände, die einen Veilchenstrauſs hielten, bebten.

„Vater," flüsterte sie, „wem gebe ich die Blumen?"

„Und wem möchtest Du sie geben?" fragte Meribal.

Sie überlegte einen Augenblick. Ihre gesenkten Augen hoben sich halb und begegneten Abisains Blick, aus dem das Licht der Bewunderung und der Begeisterung sprach. Er hielt die Hand dem Mädchen entgegen, als wollte er sagen: Mir gehört der Strauſs!

„Wem ich die Veilchen reichen will?“ wiederholte das Mädchen nachdenklich die Worte des Vaters. „Nun dem, der seine Brüder am innigsten lieben kann!“

Und sie reichte den Strauſs Abisain, der rasch darnach griff, aber Meribal war noch schneller, trat zwischen das Mädchen und den jungen Mann und sprach ihn scharf ansehend:

„Nein, Rispa, nicht dem reichst Du den Strauſs, der seine Brüder am innigsten lieben kann, sondern dem, der die Feinde seines Volkes am glühendsten zu hassen vermag!“

Aus den Augen Abisains zuckten Blitze und das Mädchen erbleichte.

„Dann gehören die Blumen doch mir!“ rief der junge Mann, „denn mein Haſs gegen ihn, dessen Namen ich hier nicht aussprechen will, und welchen sie den Erlöser nennen, ist stärker als jeder Haſs eines von Euch! Verflucht sei der Lügenprophet, dessen Erinnerung sogar in diesem feierlichen Augenblick sich in mein Gedächtnis lästernd drängt!“

„Und kannst Du die Wahrheit Deiner Worte von der Gröſse Deines Hasses beweisen?“ fragte Meribal. „Dann verspreche ich Dir, daſs nicht bloſs die Blumen, sondern auch die Hand, welche sie hält, Dir gehören werden.“

Abisain sah sich einen Augenblick vorsichtig um und sagte dann:

„Es ist hier unmöglich von meinen Plänen zu sprechen."

Sein schöner Mund verzerrte sich und sein ganzes Gesicht veränderte sich zu seinem Nachteil.

„Vater," flüsterte das Mädchen, „führe mich hinweg."

Beide Männer sahen sie an und bemerkten, daſs sie erblaſste und der Ohnmacht nahe war. Abisain schrie schmerzhaft auf. Alles drängte sich nun mit Fragen um Rispa.

„Ich bin nur müde," sagte sich überwindend das Mädchen, indem sie sich zu einem Lächeln zwang. „Bitte, führe mich fort," wiederholte sie dem Vater. Rasch verabschiedeten sich die Gäste und Meribal und Abisain geleiteten Rispa durch einen langen Gang in ihr Gemach. Sie stützte sich auf beide und bedurfte auch wirklich ihrer Hilfe, denn sie fühlte sich sehr schwach. Bei der Tür des Gemaches blieb Abisain stehen und Meribal winkte ihm zum Abschiede zu. „Wann werde ich Dich wiedesehen?" frug er.

„In einer Stunde im Speisesaal!" flüsterte Abisain und verabschiedete sich dann mit einem Lächeln voll Liebe von Rispa.

„Überraschende Dinge werde ich Dir mitteilen," flüsterte er noch im Fortgehen Meribal zu. Erst als dieser mit seiner Tochter im Dunkel des Gemaches verschwunden, lief er auf die Gasse.

Er wollte nach Hause, jedoch im geschlossenen Zimmer wäre er erstickt, denn sein

Herz schlug so gewaltig, dafs ihm der Atem versagte. Er irrte also lieber in der Stadt umher und mischte sich in das Gedränge auf dem grofsen Platze Zocodover, wo unter den denselben damals noch umgebenden Arkaden die ganze Einwohnerschaft Toledos sich zu ergehen und die frische Abendluft zu geniefsen schien. Aber die fröhlichen Mienen der verhafsten Christen, ihr Lachen und ihr sorgloses Gespräch regten ihn auf und als nun sogar der Klang der Glocken ertönte und alle auf dem Platze die Köpfe entblöfsten, um Ave Maria zu beten, da floh er wie gehetzt in das Dunkel der schmalen Gassen.

Hier in der Stille erholte er sich und die Erscheinung der goldhaarigen Rispa kehrte in seine Seele zurück und erfüllte sie wie der Duft des Balsams von Jericho. Seine Blicke irrten über die Façaden der Häuser und Paläste, über deren Toren grofsmächtige, aus Stein gemeifselte Wappen stolz von den alten Geschlechtern der Bewohner derselben Zeugnis ablegten, irrten zu den Fenstern, an deren eisenbeschlagenen Gittern reiche Blätter und Blüten sich verbreiteten, irrten an den plastischen Friesen und Gesimsen, bis zu den phantastischen Rinnen empor, deren Wasserspeier Grimassen schnitten, teils in der Gestalt eines Dämons, teils der eines Tieres. Abisain wufste gar nicht, was er sah, wufste nicht einmal, wo er umherging, als er sich mit einemmale vor dem Stadttore befand. Er durchschritt es und eilte, wohin ihn das Rauschen des Flufses zog. Jetzt hielt er an auf der uralten Brücke de Alcantara. Die Abendluft umwehte sein Ge-

sicht, die Sterne leuchteten nun in vollem Glanze auf Toledo hernieder, Toledo, dieses granitne Ruhmesdenkmal, in seiner düstern Majestät auf steilem Felsen thronend, mit seinen Türmen gegen den dunkelblauen Himmel starrend, umgürtet von seinen hohen, zinnengekrönten Wällen, zu dessen Füssen der Tajo aus der Tiefe singend sich wälzte. Die an dem andern Ufer blühende Vega betäubte durch den Duft von Gärten und Feldern, wie der vor dem Altare feierlich qualmende Weihrauchkessel. Hingerissen durch die Gröſse und Würde des Augenblicks erinnerte sich Abisain wiederum des idealen Sions, von welchem er vor der Synagoge geträumt und von welchem und dessen Könige Rispa gesungen hatte. Ein beseligendes Lächeln malte sich auf seinem Gesichte und seine Füsse setzten sich von selbst in Bewegung in der Richtung gegen die Stadt, ohne daſs er sich dessen bewuſst wurde, als wollten sie ihm in Erinnerung bringen, er hätte sich unter das Dach zurückzubegeben, wo sie sich aufhält. Von der Glorie Sions und von der liliengleichen Anmut der Tochter Meribals in Träume gewiegt, stieg er den Abhang hinauf, durchschritt das Valmardoner Tor, wandte sich durch ein enges Gäſschen auf den kleinen Ringplatz und dort hielt er plötzlich inne. Der Gesang weiblicher Stimmen drang an sein Ohr, süſs, friedlich und getragen, ein Menschenstrom überflutete den Ringplatz und riſs ihn einige Schritte mit sich und drückte ihn gegen die Mauer eines Hauses, wo sich Abisain nicht rühren konnte. Er blickte vor sich hin und schüttelte sich vor Unwillen. Er stand

vor der Einsiedelei des Kreuzes, vor deren Kirche El Cristo de la Luz. Und nun erschienen auch die singenden Frauen in weißsen Gewändern unter weißsen Schleiern, eine Jede mit einer brennenden Wachskerze in der Hand. Es war ein Zug der Nonnen. Der silberne Klang der Glocke des Kirchleins mengte sich jetzt in ihr helles, friedvolles und heiliges Lied. Ihr Psalm schwang sich durch die balsamische Abendluft, die der Duft der Bäume erfüllte, welche hinter der Einsiedelei rauschten, ebenso wie sie damals vor der Synagoge beim Gebete der Kinder Israels gerauscht und ähnlich wie Rispa von Sion und seinem Könige sang, so kündeten jetzt die Nonnen die Grösse Gottes und den Ruhm des auserwählten Königs: „Es war ein Zweig auf dem Baume Isai aufgeblüht, ein Sohn aus Davids Geschlecht. Und Gott erhob ihn wie eine Fahne aus Purpur und alle Völker der Erde huldigten ihm! Hossanah! Singet Lob und Preis dem Könige von Sion, Jesus Christus, unserem Erlöser, dem Sohne Gottes!"

Abisain knirschte mit den Zähnen, dieser Gesang schien ihm ein Hohn auf seine Ideale, seine Hoffnungen, auf Alles zu sein, was er Teuerstes innerhalb seines Herzens barg, ein Hohn auf seine Frömmigkeit, sein Gebet und seine Träume! Und er konnte keinen Schritt machen, um den ihn quälenden Eindrücken zu entrinnen, denn das Volk verstellte ihm den Weg nach rechts, nach links, unbeweglich, wie die Mauer, an die er sich lehnte. Abisain wünschte taub zu sein, um nicht zu hören,

blind, um nicht sehen zu müssen, aber seine Augen öffneten sich weit wie zum Trotze und hefteten sich ohne sein Hinzutun in das Innere der hellerleuchteten Kirche, deren Tor in das Dunkel der Strafse angelweit offen starrte. Die beiden kleinen Kirchenschiffe, deren einfache steinerne Bögen sich kreuzten und auf vier Pfeilern in arabisch-byzantinischem Stil ruhten, waren von hellem Lichte der Lampen, welche vom Gewölbe herabhingen, durchflutet. Zwischen den Lichtern hing ein Schild, auf dem die goldene Aufschrift glänzte: „Mich trug König Alfonso VI. und weihte mich in diese Einsiedelei, als er Toledo von den Ungläubigen befreite und unter diesem Kellergewölbe die erste heilige Messe in der Stadt gelesen ward.“

Abisain rifs nun gewaltsam seine Blicke von dieser Aufschrift und seine Augen glitten entlang dem lichten Zuge der Nonnen, welche brennende Kerzen in den Händen tragend, sich langsam dem wundertätigen und weitberühmten Kreuze, welches das Bildnis des Erlösers, unter dem Namen Christus des Lichten bekannt, trug, und nach dem die Kirche auch benannt wurde, näherten. Die Klosterfrauen begannen von neuem zu singen. Aus den, im mystischen Glanze schimmernden Augen dieser bleichen Jungfrauen ergofs sich der Hymnus, wie ein Balsam, der zu Füssen Christi seinen Wohlgeruch verbreitete. Dieser Balsam jedoch, dieser Wunderduft schien Abisain aus den heiligen Gärten der hebräischen Poesie geraubt zu sein, um schmählich profaniert und hier an diesen unheiligen Ort weggeschleudert

zu werden. Der Zug hielt vor diesem grobgezimmerten Kreuze, von dem Christus, ein ziemlich kunstlos ausgeführtes Bildwerk, jedoch mit einem Antlitz voller Güte, in dem sich Leiden und Mitgefühl abspiegelte, herabsah. Die Nonnen knieten in den Staub, dann erhob sich eine nach der andern und Sions König grüfsend, küfsten sie den mit einem Nagel durchbohrten Fufs der Statue. Abisain fühlte sich einer Ohnmacht nahe, welche durch seine unterdrückte wilde Wut verursacht worden. Er glaubte zu ersticken, wenn er nicht irgend einen fürchterlichen Fluch über diese Dämonverehrer und selbst über das fahle Götzenbild ausstofsen würde. Er suchte in seinem Gedächtnisse nach einer Zauberformel, welche er der geheimen, verborgenen Wissenschaft verdankte, der er sich anheimgab, einem Zauberspruch, durch welchen er diese Nonnen und sämmtliche Götzendiener in der Kirche und auf der Gasse in toten Stein verwandeln könnte. Endlich gelang es ihm, die Augen zu schliefsen und das Blut, welches ihm zu Kopf gestiegen, betäubte ihn. So stand er eine zeitlang, wie besinnungslos da; als er dann die Augen wieder öffnete und er das Volk noch immer den Fufs Christi küssen sah, durchzuckte ihn ein merkwürdiger Gedanke, sein bitteres, hafserfülltes Lächeln wich einem siegesbewufsten Blick, der in böser und wilder Freude leuchtete. Er starrte in das Angesicht des Erlösers, dessen Augen, wie ihm schien, sich ihm zuwendeten und auf ihn geheftet blieben, hob unmerklich die Faust und flüsterte: „Auf Wiedersehen, Du Lügenerlöser, auf Wieder-

sehen! Wohl werden wir uns noch wiedersehen!"

War das möglich? Die Worte, die er nur flüsterte, schienen in der Kirche einen Widerhall gefunden zu haben und wie Flüstern kam es Abisain zurück: „Wohl werden wir uns noch wiedersehen!" Und es klang leise und geheimnisvoll an sein Ohr und es schien, als bewegten sich die Lippen des Bildes, dieses hölzernen Christus! Abisain schrak zusammen, dann aber zuckte er mit den Achseln, er wusste doch, dass es nur eine Täuschung seiner erregten Nerven sei. Endlich gelang es ihm doch, längs der Häusermauern einen freien Weg durch das Menschengedränge zu finden und so schlich er im Schatten, selbst noch dunkler als ein solcher, über den Platz und bog in die erste Gasse ein, die sich ihm darbot. Dann eilte er durch die bereits verödete Stadt auf holperigem Weg ohne weitere Hindernisse in das Haus Meribals. —

Als Abisain in den Speisesaal eintrat, herrschte dort noch Unordnung, die Stühle waren umgeworfen, Überreste von ungesäuertem Brot, halbleere Kelche und Schüsseln standen und lagen auf dem Tisch, eine einzige Kerze brannte in einem der Kandelaber und alle Ecken waren finster.

Müde warf sich Abisain auf einen Stuhl, unweit vom grünen halbgeöffneten Vorhang, hinter dem die Mädchen mit den Harfen erschienen waren.

In dem Augenblick trat auch Meribal ein. „Wie geht es Deiner Tochter?" frug eilig Abisain.

„Ich glaube, sie schläft," antwortete Meribal, „es war nichts weiter als vorübergehende Müdigkeit infolge des Fastens und dann der Aufregung während des Gesanges. Sprechen wir aber von der Angelegenheit, die Dich her zurückgeführt hat."

„Diese Angelegenheit geht auch sie an," sagte der junge Mann. „Ich begehre sie zum Weibe. Du weifst es ja schon lange genug, dafs ich an Rispa denke. Es ist Dir bekannt, dafs ich beinahe so reich bin, wie Du, und weifst, dafs ich Dich immer wie einen Vater geehrt. Es schien mir, dafs Du meinen Hoffnungen geneigt wärest. Warum stellst Du mir mit einemmal Bedingungen?"

„Da ich keinen Sohn habe," erwiderte Meribal, „wer soll dann meinen brennenden Hafs gegen unsere Bedrücker erben, wenn nicht mein Schwiegersohn? Rispa? Frauen können nicht hassen — aufser den, der sie nicht zu lieben vermag."

„Du weifst, dafs ich hassen kann, wie selten jemand," sagte Abisain, „und Rispa wird erkennen, wie ich zu lieben verstehe!"

„Ich denke, Du kannst hassen," sagte Meribal, indem er ihm die Hand reichte, „und wenn ich Bedingungen gestellt und einen Beweis Deines Hasses verlangt, handelte es sich mir nur darum, Öl in das Feuer zu giefsen, handelte es sich darum, Deinen Hafs, wie ein Rofs anzuspornen, damit er auflebt."

„Das war wahrlich nicht nötig," sprach Abisain, „Dein Handeln aber wird Früchte tragen. Du sporntest mich an, wie Du sagst und hast mich auf den Weg zur Tat von nur ne-

beligen Absichten getrieben. Du wirst zufrieden sein. Höre! Ich irrte blindlings durch die Gassen. Meine Schritte führten mich zu der sogenannten Einsiedelei des Kreuzes. Das mich umwogende Menschengewühl zwang mich, Zeuge des schändlichen Götzendienstes jener Verfluchten zu sein. Sie küssen die Füsse ihrem hölzernen Lügenerlöser. Im Augenblick, da ich sie verfluchte, flößte mir Gott einen Gedanken der Rache ein. Du wirst Zeuge sein, daß sie selbst ihren Christus, ihm fluchend, vom Kreuze reißen werden."

„Ich bezweifle es," sagte Meribal kühl und mißtrauisch, „Deine Phantasie führt Dich zu weit. Aber erkläre doch."

Abisain atmete tief auf und hub zu sprechen an: „Du weißt, daß ich mich geheimen Wissenschaften widme, daß ich Magie pflege, Alchemie betreibe. Ich suche das Lebenselixir und bemühe mich Gold zu gewinnen. Bisher habe ich weder das eine, noch das andere erreicht, aber auf dem Wege zu großen Zielen habe ich durch Zufall manch kostbares Ding gefunden. Ein Elixier der ewigen Jugend, des Lebens kenne ich noch nicht, wohl aber ein Elixier des Todes. Ich fand eine chemische Verbindung, ein furchtbares Gift, dessen volle Phiole zum Vergiften von halb Toledo genügt. Das bloße Einatmen trifft wie ein Blitz. Freue Dich mit mir."

„Wen willst Du vergiften und wie?" frug Meribal und begann unwillkürlich zu zittern.

„Hundert tausend und noch mehr dieser ungläubigen Hunde," rief Abisain leidenschaftlich aus, „sinken schon morgen durch mein

Hinzutun in den Staub, sehwarz, mit aufgerissenen Augen, das Gesicht vom Krampfe verunstaltet! Freue Dich mit mir!“

Meribal reichte ihm beide Hände, seine Augen sprühten.

„Sprich, wie, wo?“ hauchte er.

„Ich wuſste nicht, wie und wo,“ sagte Abisain. „Als Du zu mir sagtest: Gib einen Beweis Deines Hasses, wollte ich Dir dieses Gift bringen. Aber ich sage Dir, durch die Stadt irrte ich und sah den Götzendienst dieses Volkes. Ich hörte ihren Gesang, einen Hohn auf den echten König von Zion und sah diesem Lügengott in sein fahles Antlitz. Nun sagte ich Dir nicht, daſs Gott selbst mir diesen Rachegedanken eingeflöſst? Sein Engel führte mich vor die Kirche El Cristo de la Luz, wie sie dieselbe nennen. Sie küssen den Fuſs dieses Götzenbildes: ich werde denselben mit Gift durchtränken. Der Tod wird neben dem Kreuze stehen und wird sie niedermähen; die Pest wird ihre schrecklichen Schwingen ausbreiten, und diejenigen, welche ihre Brüder und Schwestern wie vom Blizte getroffen unter dem Kreuze selbst niedersinken sehen, werden das Götzenbild vom Altar reiſsen und es verfluchend, in den Staub stürzen! Und ich werde zur Seite stehen und werde lachen, lachen, lachen!“ — Und er begann so furchtbar, so wahnsinnig, so krampfhaft zu lachen, daſs sich Meribal die Haare sträubten. Der grüne, silbergestickte Vorhang bewegte sich, aber beide Männer sahen einander so gierig an, daſs sie es gar nicht bemerkten. Meribal umarmte Abisain und sagte: „Du bist ver-

derbenbringend wie Satan selbst! Du bist vol erhabenen Hasses, ich beuge mich vor Dir! Du bist der Sohn meines Herzens! Geh und handle! Es ist nicht nötig Dir zu sagen, dafs dann all mein Reichtum Dein eigen sein wird, Alles, Alles, auch Rispa, die Perle meines Hauses!"

Er begleitete ihn bis vor das Tor auf die Gasse, wo er ihn küfste und segnete, und wo sie sich trennten. Während dem verliefs Rispa ihr Versteck, hielt sich mit der zitternden Hand an den grünen Vorhang, auf dem die silbergestickten Granatäpfel erglänzten. Sie war bleich wie ein Gespenst, doch schön wie ein Stern, noch im weifsen Festgewand in Perlen erschimmernd. Sie sah zu der Tür auf, durch die ihr Vater und Abisain verschwunden waren und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„O Gott, das lassest Du doch nicht zu!" flüsterten ihre Lippen. Sie senkte den Kopf und in Gedanken vertieft, faltete sie die Hände und sprach leise in das Halbdunkel blickend: „Christus, an Dich habe ich heute gedacht, als ich Zions Herrlichkeit besang. Ich glaube an Dich, gekreuzigter Gott! Sie sagen, Du wärest das Erbarmen selbst. Vergibst Du ihm? Mein Christus, ich liebe diesen Mann, wenn er auch Grauen erregt. Ich liebe ihn! Was verlangst Du, dafs ich vollbringen solle, um ihn zu erlösen?" Sie schwieg, als erwartete sie eine Antwort. Es war still. Plötzlich aber fiel die einzige Kerze, die im grofsen Messingkandelaber brannte, zur Erde, zerbrach auf dem Marmorpflaster des Saales in drei Stücke und verlöschte. Rispa erbebte und bedeckte ihr Ge-

sicht. Dann hob sie die Kerze auf, trocknete die Träne, die über ihre Wange perlte und sprach schmerzlich: „Du verlangst mein Verderben?“ Sie beruhigte sich jedoch bald und fügte hinzu: „Nein, nicht den Tod willst Du, nur ein Opfer!“ Und sie suchte den Weg aus dem dunklen Saal.

Die Kirche El Cristo de la Luz stand die ganze Nacht offen, denn oft kamen Unglückliche, von deren Lager der Schlummer wich, und suchten bei dem Bilde des Erlösers Trost und Frieden für ihre ruhelosen Seelen. So konnte Abisain leicht seine schreckliche Absicht durchführen. Er ging spät in der Nacht, als schon die ganze Stadt schlief, in das Heiligtum, erspähte einen Augenblick, wo weder in der Kirche noch in der Nähe eine menschliche Seele war, und beim schwachen Schein eines einzigen Lämpchens, das auf dem Altare brannte, schlich er, in einen dunkeln Mantel dicht gehüllt, bis zu dem Gottesbilde. Der rechte Fuſs Christi bedeckte vollständig den andern, so daſs es genügte, nur den einen mit dem Gifte zu tränken, da den linken, der unter dem rechten Fuſs verborgen war, keine Lippe berühren konnte. Abisain vollbrachte rasch seine schmachvolle Tat und verlieſs die Kirche. Er irrte dann bis in die Morgendämmerung hinein durch die Gassen; er war zu erregt, um sich zum Schlafe niederzulegen, und als die Sonne aufgegangen war, kehrte er wieder in die Kirche zurück, kauerte sich in den dunkelsten Winkel, neigte sich dicht vermummt, wie in inbrünstiger Andacht, bis zur Erde, seine glühenden Blicke wandten

sich jedoch auf keinen einzigen Augenblick von dem Kruzifixe, während er in der Tiefe seines Herzens lästernde Flüche hervorbrachte. Die Kirche füllte sich allmählig, die Gestalten der Frauen in dunkle Schleier gehüllt, zeichneten sich im unbestimmten Morgengrauen, die festen Schritte der Männer hallten laut auf dem Steinpflaster, aber niemand näherte sich dem Kruzifixe. Dort herrschte nämlich die Sitte, erst nach der heiligen Messe die Gebete daselbst zu verrichten, wenn der Priester das Volk gesegnet hatte. Abisain war ungeduldig, aber seine Ungeduld schien nun gestillt, denn siehe, eine schlanke Frauengestalt, deren Schönheit weder Mantel noch Schleier, dichter als bei allen Andern, zu verhüllen vermochten, trat ein und richtete ihre Schritte geradeaus auf das Kreuz. Die Gestalt beugte sich vor dem Kruzifixe, aber Abisain zuckte es unwillkürlich durchs Herz, sie schien jung und schön! Jetzt wähnte er, dafs sie das Gift auf dem Bildwerke berühren werde, aber das Weib fiel aufs Gesicht und blieb regungslos, wie tot liegen. Abisain wurde es fast leichter ums Herz. Zu gleicher Zeit erklang die Glocke, die Kerzen brannten bereits auf dem Altare und der Priester erschien mit dem Kelch, den eine Brokathülle bedeckte. Die Messe begann.

Abisain überwand sein plötzliches Mitleid und knirschte mit den Zähnen, da er gezwungen war, an der ganzen, den Christen heiligen Handlung teilzunehmen. Er hörte und sah jedoch alles wie in einem Fiebertraum und atmete erleichtert auf, als der Priester den Altar verliefs. In dem Augenblicke erstrahlte

die Kirche in einer Lichterflut, der heilige Gesang erscholl und der Zug der Nonnen erschien in der Kirche, wie am gestrigen Abend. Indem sie den König Zions lobpriesen, näherten sich singend die Jungfrauen, mit brennenden Kerzen und brennenden Blicken dem wundertätigen Kreuz, um es zu küssen. Abisains Herz erbebte vor einem inneren dämonischen Lachen. Schon standen sie vor dem Kruzifix und die Äbtissin hob ihren Schleier; ihre Lippen suchten den nageldurchbohrten Fuſs des Erlösers. Da erhob sich plötzlich die dunkle Gestalt, welche die ganze Messe hindurch wie tot mit dem Gesicht auf der Erde gelegen. Schlank, voll erhabener Würde, richtete sie sich hoch auf und stand so zwischen der Äbtissin und dem Kruzifixe, winkte gebieterisch der Nonne mit der Hand, sie möge zurücktreten und trat selbst einen Schritt vor, umarmte den Stamm des Kreuzes und neigte den Kopf, um einen Kuſs auf den giftgetränkten Fuſs zu drücken. Durch die ganze Kirche ertönte nun ein Aufschrei des Erstaunens, wie aus einer Kehle, und die Versammelten schienen vor Verwunderung versteinert zu sein, denn siehe, als sich die Lippen jenes Weibes dem Kreuze näherten und es schon berühren wollten, hob der hölzerne Christus mit einemmale seinen Fuſs, der Nagel fiel heraus, und der Fuſs zog sich am Kreuze so hoch, daſs man ihn von der Erde nicht erreichen konnte. Mit gebogenem Knie, mit der Sohle an das Kreuz gestützt, blieb er wieder wie früher unbeweglich, hölzern. Der Widerhall des Aufschreies schwand, es wurde still,

dann aber tönte es begeistert: „Ein Wunder, ein Wunder, ein Wunder!“

Jene aber, die dem Kreuze am nächsten standen, riefen nun: „Gewiſs, ein Wunder! Was soll es aber bedeuten? Wahrscheinlich, daſs die, welche Christo den Fuſs küssen wollte, dieser Gnade unwürdig sei! Gewiſs ist es eine groſse Sünderin, die Gott lästern wollte! Haltet sie, haltet sie fest!“ Die Hände griffen nach ihr und rissen ihr Mantel und Schleier herab, sie richtete sich jedoch ruhig und majestätisch auf, und stand in ihrer blendenden Schönheit da in dem Glanze der leuchtenden Kerzen. Es war Rispa. Ihr weiſses Gewand blinkte voll Perlen, goldene sapphirgeschmückte Nadeln funkelten in ihrem blonden Haar, und ihre dunkeln Augen flammten wie Sterne.

„Eine Jüdin! Eine Jüdin!“ schrie das Volk voll Schauder und Entsetzen.

„Sie kam, um Christus zu höhnen! Steiniget sie!“

Rispa verriet keine Furcht. Die dunklen Sterne ihrer Augen wandten sich dem Kreuze zu und ein süſses, träumerisches Lächeln spielte um ihre Lippen, welche zu flüstern schienen: „Hörst Du sie, o Herr?“ Die Äbtissin streckte nach dem Mädchen die Hand aus und rief: „Friede sei in diesem Heiligtum! Verurteilt sie nicht. Dies Mädchen kann keine Sünderin sein. Ich beschütze sie. Seht her: Meine Hände umarmen sie, in meinen Armen ist sie so sicher, wie in dem Asyl eines Klosters! Niemand darf sie berühren!“

Es wurde still wie im Grabe; um die Äbtissin und die Jüdin entstand ein freier Raum. Beide Frauengestalten standen da voll keuschen Reizes, wie zwei im Garten aufgeblühte Lilien, voll holden Zaubers, denn die Äbtissin, obgleich älter als Rispa, war schön und weiſs wie diese.

Die Nonne blickte das Mädchen ernst an und frug: „Kamst Du, um zu lästern?“

„Nein,“ antwortete das Mädchen mit weit geöffnetem Blicke und mit reiner, fester und so überzeugender Stimme, daſs ihr jeder glauben muſste, der sie hörte.

„Erkläre also Dein Benehmen,“ sprach die Äbtissin.

Rispa seufzte, schwieg einen Augenblick und antwortete dann: „Beurteilt unser Volk nicht allzu hart nach dem einen Schuldigen. Gibt es denn nicht Verbrecher auch unter Euch? Wisset also: Es fand sich unter den Söhnen Israels ein Mensch, der durch den Haſs verblendet, den Gott meiner Väter, den Gott, welcher doch auch der Eurige ist, nicht verstand! Aus Haſs bestrich er den Fuſs dieser Statue mit einem schrecklichen Gift. Ein Kuſs bedeutet den augenblicklichen Tod. Ich erfuhr das alles und kam Euch zu retten. Mein Tod sollte Euch warnen. Mit meinem Leben wollte ich die Schuld jenes Menschen sühnen. Für seinen Haſs gab ich meine Liebe. Gott erbarmte sich jedoch meiner und nahm das Opfer meines Lebens nicht an. Nun wiſst ihr Alles.“

„Und warum hast Du nicht lieber diesen Elenden angegeben?“ ertönte eine Stimme aus

einer dunkeln Ecke der Kirche. Es war Abisain selbst. Das waren die ersten Worte, die er aussprechen konnte. Als er Rispa erkannt, blieb er vor Entsetzen gebannt, wie zu einer Säule verwandelt, regungslos und keines Gedankens fähig. Das Mädchen erkannte sogleich seine Stimme, erbebte und erblafste, indem sie ihr Gesicht bedeckte.

„Ja, warum hast Du ihn nicht angegeben?" liefsen sich nun auch andere Stimmen hören.

Das Mädchen wandte nun sein tränenfeuchtes Antlitz dem Kreuze zu und erwiderte: „Ich bat Christus, er möchte mir erlauben, jenen Mann zu retten. Ich wollte und will es auch jetzt nicht, ihn Euerer Rache ausliefern."

„Und warum soll er geschont werden?" schrie man leidenschaftlich von allen Seiten.

„O, ihr quält mich," stöhnte das Mädchen und sich an die Abtissin schmiegend, sagte es zu ihr: „Ich liebte ihn!"

„Du Arme," antwortete die Äbtissin und umarmte sie fest.

„Und liebst Du ihn nicht mehr?" frug mit ersterbender Stimme Abisain, der mehr erriet als hörte, was sie der Äbtissin zugeflüstert.

Das Mädchen richtete sich auf.

„Ich schwankte zwischen ihm und Christus," kam es von ihren Lippen, „das heifst zwischen Hafs und Liebe. Ich wählte die Liebe. Ich flüchte mich zu Christus und nur ihm will ich angehören. Dich, o meine Schwester," sprach sie, sich zur Abtissin wendend, „Dich sandte Gott, Du Friedenstaube! Führe mich

in Dein heiliges Haus, ich habe jetzt keinen andern Zufluchtsort. Mein Volk und meine Familie werden mich von sich stofsen; aber Gott wird mich empfangen. Möge sich das Tor Deines Hauses für ewig hinter mir schliefsen."

„Gelobt sei der Herr!" sagte die Äbtissin und drückte dem Mädchen einen Kufs zur Bewillkommnung auf die Stirne.

Abisain sank wie vernichtet zu Boden. Aber von neuem erschollen Stimmen aus der Mitte des Volkes, Stimmen des Zweifels.

„Wer weifs, ob das Mädchen die Wahrheit spricht und ob sich nicht Christus mit Abscheu von ihr gewendet?"

Alle blickten auf das Kreuz und siehe, ein neues Wunder! Der Fufs Christi war auf seinem alten Platz, an das Holz des Kreuzes angeschlagen. Die Äbtissin erhob ihre Stimme: „Wie schwach seid Ihr im Glauben!" rief sie. „Wozu der Zweifel? Braucht Ihr noch neue Beweise? Nun, ich bin ohne die geringste Schuld, denn heute früh morgens habe ich in der Klosterkapelle gebeichtet und kommuniziert. Wendet sich Christus von mir, die in Demut gebeugt, wird es auch aus Abscheu geschehen?"

Ihre Lippen näherten sich dem Heiland zum Kufs, und siehe, das Wunder wiederholte sich und auch noch zum drittenmal wiederholte es sich, als der alte Priester, der soeben die Messe gelesen, an das Kreuz herantrat, um es zu küssen. Da brach das Volk in einen fast wahnsinnigen Jubel aus. Die Kunde von dem, was vorgefallen, verbreitete sich blitz-

schnell durch die ganze Stadt, alle Glocken läuteten, wie am gröfsten Feiertage. Mit heiligem Öl und geweihtem Wasser wurde das Bildwerk von den Spuren des Giftes gereinigt und in feierlichem Zuge wurde das Kruzifix durch ganz Toledo getragen. Blüten regneten auf dasselbe aus allen Fenstern, Mädchen und Frauen streuten ihre Kleinodien auf seinen Weg, und die ganze Stadt schwebte in Wonne.

Die Juden indessen schlossen sich in ihre Häuser ein, streuten Asche auf ihr Haupt, und Meribal floh in unsinnigem Schreck mit seinen Schätzen von Toledo, sein Kind verfluchend und bei den Mohamedanern in Andalusien Schutz suchend. Rispa fand in dem stillen Kloster eine zweite Heimat, wo sie die Taufe und das Novizenkleid erwartete. —

Apathisch, vernichtet, gebrochen schleppte sich Abisain durch den Lärm nach Hause, sank auf sein Lager im Fieber, das an Wahnsinn grenzte und lag so beinahe einen Monat lang. —

Er genas langsam und als er sich von seinem Krankenlager erhob, ging er wie geistesabwesend umher. Die Welt schien ihm so leer! Er wufste nicht einmal recht, was ihm geschehen war; er fühlte nur, dafs ihm das Herz wie aus einer Wunde unaufhörlich blutet, etwas brannte ihn, wie unauslöschliche Glut. Es war dies der Hafs, der Groll, den er durch Rache nicht gestillt hatte. Nach einiger Zeit erst begann er klarer nachzudenken.

Rispa war für ihn verloren; sie war nun im Kloster, dadurch war sie ihrem Volk und ihrem Gott untreu geworden, dadurch hatte

sie sich von ihrem Vater und ihrer Liebe losgesagt. Wie hatte es ihn damals in der Kirche niedergedrückt, vernichtet! Aber nun fühlte er für sie nur Verachtung; sie war für ihn tot. Damals in der Kirche wünschte er zu sterben, heute aber dankte er Gott, daſs er ihm nicht den Tod gesendet, denn wenn auch seine Liebe gestorben, desto lebendiger und mächtiger war sein Haſs und sein Durst nach Rache an ihm, der all sein Leid verursacht, desto stechender zwang es ihn zu einer Tat der grausamsten Leidenschaft. Der Grund allen Leidens war Christus. O, der Kampf zwischen Abisain und dem Lügenprophet war noch nicht zu Ende! Und erschien ihm das von seiner leidenschaftlichen Seele so gehaſste Bild Christi, dann wiederholte er immer wieder die alte Drohung: „Wir werden uns noch wiedersehen!“ —

Eines Tages unternahm Abisain einen weiten Spaziergang den Tajo entlang in der Richtung nach Talavera de la Reina. Er freute sich darüber, wie seine Kräfte zunahmen. Als er unter steile, nackte Schluchten kam, da erblickte er eine Felsenhöhle, die ihn einzuladen schien, in ihrem Schatten auszuruhen. Sie lag etwas abseits vom Wege und ringsumher breitete sich eine steinerne Wüste aus. Von der Schwelle dieser Höhle bot sich eine überraschende Aussicht zwischen Klüften weit in die toledischen Fluren und aus dem Nebel der Entfernung tauchten die Kuppeln und Türme der Stadt auf. Abisain trat in die Höhle ein, lieſs sich nieder und schlief bald ein. Als er erwachte, war es schon dunkel geworden und es fröstelte

ihn. Da holte er einen Arm voll trockenen Reisigs und welker Gräser und zündete sich ein Feuer an. Durch den Schleier der lodernden Flammen sah er zum dunkelnden Himmel und zu den hie und da aufgehenden Sternen empor. Er entsann sich nicht mehr, was er soeben geträumt, nur eine verschwommene Vorstellung hatte er, daſs sein Traum voll erhabener, alttestamentarischer Gestalten war. Er vertiefte sich in seine Gedanken, und das Fieber, das bei ihm die ganze Zeit seiner Krankheit gewütet, begann zurückzukehren und sich seiner wieder zu bemächtigen. Seine Gedanken nahmen einen unbestimmten zwar, aber besonders schwungvollen Charakter an. Aus dem Nebel vergessener, aber vor kurzem neu geträumter Träume tauchte vor ihm die gigantische Gestalt des Propheten Elias auf. Er sah seine übermenschliche Erscheinung in der gewaltigen Gröſse eines ragenden Felsens, und ihm selbst war es in der Höhle zumute, als weile er auf dem Berge Horeb. So haben gewiſs die Sterne damals auf Elias herabgesehen, wie nun auf ihn, so hat dem Propheten das Herz gepocht und das Blut in den Adern unruhig gerollt, als ihm seine innere Stimme eingeflöſst, daſs Jehovah in seiner ganzen Majestät auf dem Berge Horeb vorbeiziehen werde. Und Elias trat aus der Höhle und siehe da! ein dumpfer Sturm, voll von Schreck und Donnergroll, war heraufgezogen. Der Berg erbebte, die Felsen barsten. der Donner brüllte: aber Gott war in diesem Sturme nicht! Dann machte ein fürchterliches Erdbeben die Grundlagen der Welt schwanken, alles schien in ein

wüstes Nichts zurückzusinken: doch Gott war in diesem Kataklysma nicht anwesend! Dann regnete Feuer vom Himmel, als ob es die Erde verzehren wollte, aber Gott war in diesem Feuerbrande des Firmamentes nicht! Da, horch, regt sich ein leiser, leiser Hauch und Elias erzitterte, ein grösserer Schreck, als welchen ihm der Sturm, das Feuer und das Erdbeben einzuflössen vermochten, erfüllte ihn, er verhüllte sein Antlitz mit dem Mantel, um nicht zu sterben, denn er erkannte, dafs in jenem überirdischen Flüstern sich Jehovah barg. Abisain durchlebte jetzt all' den weihevollen Schauer in einigen Augenblicken wie der Prophet selbst und starrte, bebend, spähend, ohne zu wissen, wonach er späht, ins Leere vor sich hin. Das Feuer war im Erlöschen begriffen, der Vorhang des Rauches stand zwischen ihm und dem Eingang in die Höhle und durch den Qualm gewahrte er, dafs die Sterne in der Hochflut der Wolken versanken. Er hörte den Wind heulen und sausen und die Welt hatte ein fremdes, unirdisches Aussehen. Abisain fühlte etwas wie Menschenatem auf seinem Antlitz, die Haare standen ihm zu Berge und ein plötzlicher Frostschauer durchrieselte ihn gleich einem eisigen Funken. Abisain glaubte wahnsinnig werden zu müssen, denn siehe, die Erscheinung Christi, wie er sie aus der Kirche der Einsiedelei des Kreuzes her kannte, kam einem Strahle gleich durch die Dämmerung. Er war blafs und leuchtete matt wie der von Nebelschleiern verhüllte Mond, seine Arme waren weit ausgestreckt, er kam immer näher, ein unendlich süfser

Zauber entstrahlte seinen Augen und drang Abisain bis ins Herz hinein, die Lippen Christi berührten fast seine Lippen wie mit einem Kuſse und durch das Heulen des Windes drauſsen und das Rollen des nahenden Sturmes strich jener leise, leise Hauch wie auf dem Berge Horeb und eine geheimnisvolle Stimme flüsterte dort: „Komm in meine Arme und ich werde Dich in den Mantel meiner Liebe hüllen! Mein Erbarmen ist tiefer als das Meer, als die Untiefen des grenzenlosen Himmels! Ich bin still wie eine Taube, aber der Hauch meiner Stimme, die Stimme meiner Liebe ringt Windesgeheul und Sturmesbrausen und das Wogen der Leidenschaften der Hölle nieder!“

Die Lippen Christi ruhten fast schon auf jenen des vor Schreck erstarrten Abisain. Er sammelte alle seine Kräfte, wich zurück und schrie wie der Sinne beraubt: „Zurück, Du Verfluchter! Zurück, Du Schreckgespenst der Hölle, deren Du erwähnst!“

Er stürzte zu Boden, schlug mit der Stirne an den Felsen. Dann sprang er auf. Die Vision war verschwunden. Er atmete erleichtert auf, aber sein Haar stand noch zu Berge. Er floh aus der Höhle. Der Himmel war nun schwarz wie sein Haſs, das Wetterleuchten lieſs ab und zu die in seinem Scheine fahle Gegend sehen und in der Ferne grollte der Donner. Abisain ergriff wie wahnsinnig die Flucht. Er flüchtete über die Flur längs des rauschenden Fluſses und machte erst bei der Alcantarabrücke, wo er atemlos zusammenbrach, halt. Der Himmel stand angelweit offen, ein violetter Schein überflutete auf einen Augenblick

den Horizont und Abisain sah in dieser gespenstigen Beleuchtung Toledo mit seinen hohen Türmen und Wällen, die sich am Firmament wie ein gigantisches Phantom abhoben.

Er erhob sich wie im Traum und ging, als würde er einem unbekannten Winke folgen, weiter. Er war bald in der Stadt und irrte durch die Gassen, wufste nicht, durch welche, denn er war betäubt von dem Brausen des Windes und dem Gedröhn des Gewitters, das immer näher kam. Es war schon finstere Nacht, die Gassen waren leer, die Häuser geschlossen, und nirgends ein Licht. Mit einemmale jedoch streifte ein Licht Abisains Auge, als er um die Ecke eines kleinen Platzes bog. Da schrie er auf und ballte die Faust: Er stand vor der Kirche El Cristo de la Luz.

Ein Lämpchen flackerte vor dem wundertätigen Kreuz und bleich streckte ihm Christus seine Arme so entgegen, wie in der furchtbaren Vision in der Höhle. Seine Augen schienen tränenfeucht zu sein und seine farblosen Lippen flüsterten: „Komm an mein Herz, ich hülle Dich in den Mantel meiner Liebe!“

„Nazarenischer Lügner!“ rief Abisain, „gedenkst Du mich mit diesem heuchlerischen Lächeln zu besiegen? Ich bin nicht so schwachsinnig wie Rispa! Du rufst mich? Wohlan, ich komme!“

Er stürmte in die Kirche, er war so wütend, dafs er sich nicht einmal umsah, ob er allein sei, eilte gerade aus auf das Kruzifix zu, zückte seinen Dolch und bohrte ihn bis ans Heft der Bildsäule in die Seite. Da ertönte vom Kreuze ein schmerzlicher Aufschrei, die Figur erzit-

terte und fiel mit Geräusch auf den Altar und von da aufs Pflaster, das Lämpchen, welches sie mitgerissen, zerschlug und verlöschte. Durch die Finsternis hallte ein schwerer Seufzer, dann wurde es still wie im Grabe.

Abisain setzte sich hinter eine Säule auf den Boden und hüllte sich dicht in seinen Mantel ein. Zuerst überkam ihn ein Schrecken, Dann fühlte er Siegesstolz und wilde Freude. Er hat den Nazarener in den Staub gestreckt! Er hat ihn getötet!

Er erzitterte. Hatte er denn wirklich einen Mord begangen? Er wollte doch nur ein Götzenbild stürzen und nun war ihm, als hätte er einen Menschen umgebracht und alle Schauder eines verübten Verbrechens bemächtigten sich seiner Seele. Sein Körper erbebte, die Zähne klapperten, doch war es nicht nur aus Furcht. Es war ihm, als würden sich plötzlich in seinem Innern unbekannte Abgründe öffnen, die Welt, Gott, die Menschen, sein eigenstes Ich, alles stand auf einmal in einem andern Licht, mit einem andern Gesicht vor seiner verwunderten Seele. Was war er früher der ganzen Welt gewesen? Nichts! Und jetzt war es ihm zumute, als wäre sein Verbrechen ein gen Himmel ragendes Piedestal, auf dem er stände, und jeder, der gestern noch ohne das geringste Interesse an ihm vorüberging, heute seine Blicke erregt, verwundert und gierig auf ihn heftete. Die ganze Welt verwandelte sich in einen einzigen Riesenfinger und dieser Finger wies auf ihn! Nie vorher hatte das Leben noch der Tod, noch Menschen, noch Gott jene tiefe Bedeutung für ihn, wie in

diesem Augenblicke, diesen bestimmten Umrifs, diese verblüffende Wahrhaftigkeit. Der Augenblick, als er das Messer in die Seite Christi des Lichten stiefs, bedeutete eigentlich sein ganzes Leben! Was vorher gewesen, war nur ein Kinderspiel und was konnte denn noch nach ihm folgen! Nichts mehr, nichts! Verbrechen! Sünde! Sünde? Was ist denn das? Fluch oder Segen? Abisain hielt es für das gröfste Glück, den stärksten Zauber und mehr denn das Gebet. Nichts rückte ihn jemals so unmittelbar in die Nähe Gottes, als dieser Mord! Jetzt stand er vor Gott! Die Sünde zog ihn vor das Angesicht des Herrn, wie Elias durch das Feuer lebendig bis in den Himmel einzog. Es war sonderbar, aber wen Gott zu sich ruft, den läfst er in schwere Sünde verfallen, trennt ihn so von den Übrigen ab, damit er allein an einem besonderen Ort stände.

So sann Abisain und fühlte nicht, dafs nicht Sünde, nicht Verbrechen, sondern grofse Bufse nach der Sünde, nach dem Verbrechen den gefallenen Menschen vor das Antlitz Gottes rückt. Diese Bufse fand bisher keinen Widerhall in ihm. In seinem Innern erbrauste ein Sturm, auch draufsen wütete ein Gewitter und der Regen strömte wie die Sintflut, die Blitze erleuchteten die Stadt, bald blau, bald violett, bald rot — der Wind pfiff, heulte, tobte und ächzte! Endlich beruhigte sich der Sturm, der Regen hörte auf, die Wolken teilten sich und dazwischen begannen die Sterne zu flimmern.

Abisain erhob sich, die Besonnenheit und Gemütsruhe fingen an sich in ihm zu melden, seine Erregung legte sich ähnlich dem Sturme

und dem Winde draufsen. Abisain tat einen Schritt und stiefs mit seinem Fufse den herabgerissenen Christus. Er wulste nicht warum, aber er hätte ihn um keinen Preis der Welt anblicken mögen. Er wich zu der Säule zurück, aber nach einer Weile bemächtigte sich seiner die Neugierde, das abgehärmte Gesicht anzusehen. Aber es war vollständig finster und er konnte nichts unterscheiden. Er trat vor die Kirche. Überall war es leer, öde und still. Der Wind trocknete die grofsen Pflastersteine.

„Ich gehe nach Hause," sprach Abisain, aber dann kehrte er in die Kirche zurück. Er tappte im Finstern umher und sann nach: Läfst er die Bildsäule hier liegen, wird sie wieder mit neuen Ehren an den Altar gehängt und wird dann seine Tat nicht nutzlos sein? Wie konnte er denn so einfältig sein zu glauben, er hätte einen Mord begangen? Kann denn Holz getötet werden? Das kann nur verbrannt werden, wenn wir es vernichten wollen, und das wird er tun. Dann wird es um das Wunder geschehen sein. Er lachte auf. Er tastete abermals nach dem Bildwerk, bis er es fand, es aufhob, es auf die Schultern nahm, sich und dasselbe mit seinem Mantel bedeckte und auf die Strafse eilte. Nirgends war der Schatten eines lebenden Wesens zu sehen. Abisain schritt rasch vorwärts, die Bildsäule war nicht schwer. Ungefährdet erreichte er den Platz Valdecaleros, öffnete mit dem Schlüssel, welchen er bei sich trug, das Haus, stürmte die Treppe hinan und trat endlich in sein Gemach ein. Dort erst fühlte er seine Müdigkeit voll-

ends. Er warf die Figur auf die Erde, bedeckte sie mit dem Mantel und ohne Licht anzuzünden, warf er teilweise sein Gewand ab und sank aufs Lager. Seine Augenlider schlossen sich augenblicklich und ein schwerer Schlaf, der sein Bewusstsein aufhob, überkam ihn. Er lag wie ein Stein da. — Er wurde erst wach, als die Sonnenstrahlen durch das unverhüllte Fenster in sein Gemach drangen, und als ein gewisses Brausen wie von entfernt brandenden Wässern an sein Ohr schlug. Er konnte sich nicht sogleich sammeln, um zu wissen, was mit ihm vorgegangen, er hatte nur das Gefühl, dass etwas Ungewöhnliches gleichsam in der Luft schwebte, dass diese etwas Ungewohntes kündete. Inzwischen kam das Stimmengewirr auf der Strasse näher und näher; jetzt brüllte es unmittelbar unter den Fenstern wie die Brandung einer entfesselten Flut und aus dem dumpfen Geräusch erschollen die Rufe: „El Cristo de la Luz! El Cristo de la Luz!“ Da kehrte wie durch einen Blitzstrahl das Bewusstsein in seine Seele zurück, das Gestern stand plötzlich klar und deutlich vor ihm, er sprang von seinem Lager in unbestimmtem Schreck.

„Erriet denn der Pöbel?“ flüsterte er.

In diesem Augenblick war jedoch schon der Gang von der Menschenmasse überflutet, die erbrochene Türe flog in das Gemach und hunderte drohender Augen, voll Hass und Schreck erfüllt, waren auf sein bleiches Antlitz gerichtet.

„Was wollt Ihr von mir?“ frug er diejenigen, welche als die vordersten ihn bei der Brust

faſsten, als beabsichtigten sie ihn zu zerflei-schen.

„Bekenne Dich zu Deinem Verbrechen!" brüllte die Menge und tausend Fäuste im Zim-mer, auf dem Gange, in dem Stiegenhause, ja sogar unten auf der Straſse erhoben sich wi-der ihn.

„Ich verstehe nicht," brachte Abisain stok-kend hervor.

„Dies will ich Dir erklären!" sagte der Al-calde von Toledo, welcher sich jetzt durch den Schwarm Bahn brach und welchen man geweckt hatte, als die ganze Stadt bei Tages-anbruch zu stürmen begann. „Wir kommen Dich zu verhaften und werden Dich vor das Ge-richt schleppen. Warum? Das weiſst Du wohl. Der Altar in der Kirche El Cristo de la Luz ist von Blut getränkt und die heilige Figur vom Kreuze verschwunden. Du hast sie lä-sternd mit dem Messer verwundet und dann fortgetragen! Leugne nicht, Du Gottesmörder! Von dem Altare führt eine Blutspur durch die Straſsen bis vor Dein Haus; Dein Stiegenhaus ist durch Blut gezeichnet, Deine Schwelle da-mit getränkt und blutbefleckt auch Deine Hände, wie Dein Gewand, sowie auch hier Dein Mantel!"

Bei diesen Worten hob er den auf der Erde liegenden Mantel auf, und siehe, in einer groſsen Blutlache lag Christus der Lichte und aus der klaffenden Wunde in seiner Seite träufelte das Blut wie leuchtende Rubine!

Da verhüllte Abisain sein Gesicht, denn er wuſste, er sei verloren. Nur mit Mühe rettete

ihn der Alcalde vor der Wut des Volkes und führte ihn ins Gefängnis.

Die heilige Statue wurde im Prozessionszug bei feierlichem Glockengeläute durch die ganze Stadt getragen, tausende von Lichtern beleuchteten sie, ein Rauch von Wohlgerüchen hüllte sie unablässig in blaue Wolken ein und als das Kruzifix wieder an seine alte Stelle gebracht wurde, lagen die Bewohner, Hymnen singend, auf den Knien. Denselben Tag wurde Abisain unerhörten Martern ausgesetzt. Sein ganzer Körper war eine einzige Wunde und nicht ein Knochen blieb in ihm unversehrt. Abisain erhob inmitten seiner Schmerzen die Blicke gen Himmel und seinen Lippen entfuhr der starke Ruf: „Elias, o Elias!“

Da funkelte vor ihm etwas wie eine Masse der weifsesten Sterne und vor seinen Augen senkte sich eine von Regenbogenschein erfüllte Wolke und diesem strahlend sich ergiefsen den Lichte entstieg Christus, blutbedeckt mit einem unsäglich süfsen und unendlich gütigen Lächeln voll des höchstens Erbarmens; um ihn schaarten sich Millionen von Engeln in dem grenzenlosen Weltenraum und bedeckten das ganze Firmament mit ihren durchsichtigen, sonndurchwobenen, regenbogenfarbenen Schwingen.

„Kamst Du in Deinem Siegesruhm mich zu verspotten?“ frug Abisain.

„Ich kam Deinen Schmerz zu stillen und Deinen Hafs zu löschen“, antwortete die göttliche Erscheinung und neigte sich über den leidenden Menschen, und das Blut, welches aus seiner Seite auf ihn niederfiel, verwan-

delte seine Qualen in das süſseste Wonnegefühl. Etwas wie unendliche Seligkeit bemächtigte sich der Seele und des Körpers des sterbenden Abisain.

„Du blutest,“ fragte er, „wer verwundete Dich neuerdings?“

„Das Volk, welches über Deine Marter jauchzt und Dich in meinem Namen foltert! Solange der Haſs in der Welt währt, hören meine Wunden nicht auf zu bluten! Jedes Wort, das den Nächsten verflucht, ist ein Schlag auf mein Herz, jeder Groll ein neuer Mord an mir! Deine wilde Wut und Dein glühender Zorn verursachten das Durchbrechen des Blutes aus meiner Seite damals in der Kirche, nicht aber der Stich Deines Messers in mein Bildnis. Ach, wie viel Blut vergoſs ich schon von Anbeginn der Zeiten! denn meine Liebe blutete früher schon, bevor sie meinen Leib ans Kreuz geschlagen. Früher noch, als die Zeiten, früher noch, als die Erde war, früher noch, als sich Berge bildeten, als sich die Meere mit Wassern angefüllt, war meine Liebe mit Gott, Deinem Herrn. Als Gott den Abgrund mit den Himmeln überwölbte, war sie mit ihm. Als er den Wolken in die Höhen aufzusteigen gebot, war sie mit ihm. Als er den Flüssen die Richtung wies, war sie mit ihm! Und meine Liebe blutet von Ewigkeit zu Ewigkeit! Die ganze Welt ist davon überflutet. Siehe um Dich, wie viel von dem Blute wogt!“

Und die Blicke Abisains hatten die Kraft der Blicke der Erzengel und Cherube, und er sah, daſs das gesamte Weltenlicht eigentlich

das Blut Christi gewesen, mit welchem die Sonne getränkt war, von dem alle Sterne genährt wurden und auch die Erde trank es, um zu blühen, und das unermeſsliche Weltall tauchte darin unter!

„Und ich haſste Dich, haſste die ewige Liebe!“ flüsterte Abisain, und Tränen unendlicher Buſse, die wie die Hölle brannten, rannen über seine Wangen. „Wie kannst Du Dich meiner erbarmen?“ stöhnte er. „Wie könntest Du mir verzeihen?“

„Dein Haſs glich etwa einer verborgenen Liebe,“ tröstete ihn der Erlöser, „die Liebe, welche Du nicht erfaſst, und welche Dich mit Verwirrung erfüllte. Du sträubtest Dich gegen sie, denn sie erschien Dir als Sünde. Dein Haſs entsprang der Liebe zu dem, was Du für die gröſste Wahrheit hieltst. Deshalb war selbst Dein Haſs heilig! Ein solcher Haſs weckt Liebe und er ist Gott gefälliger, als die stumpfe Gleichgiltigkeit für groſse Dinge! Abisain, einstens sagtest Du: ‚Wir werden uns wiedersehen!‘ Und ich entgegnete Dir: ‚Ja, wir werden uns wiedersehen!‘ Und siehe, wir trafen uns, denn Du fandest mich, mich, der ausgegangen, Dich zu suchen. Du erkanntest jetzt, daſs aller Haſs ein Irrtum sei! Seine Quelle entspringt so nahe an der Quelle der Liebe! Komm mit mir in das Paradies dieser Liebe, Du arme Seele, die Du so lange in der Finsternis umhergeirrt!“

Und die Erscheinung kam näher, wie damals in der Schlucht, wie ein Sternenstrahl und seine Lippen suchten die Lippen des gefolterten Abisain. Er fühlte ihren paradiesi-

schen Atem und erbebte in Glückseligkeit. „Ich liebe Dich!“ flüsterte in unendlicher Sehnsucht Abisain und der Friedenskufs Christi fiel auf seine Lippen wie eine stille Blüte. Ein Glück, tiefer als der blaue Himmelsabgrund, nahm die Seele Abisains gefangen; sie schwang sich mit einer Engelsschaar in die Höhe, während dem sein zerfleischter Körper als blutige Masse auf der Erde lag und das Volk ringsum die Fäuste erhob und rachsüchtige Fluche ausstiefs.

III.

SAMKO „DER VOGEL".

Eine slovakische Legende.

Die Nacht war finster wie das Geschick des slovakischen Landes, das Gewitter erdröhnte in der Ferne wie der grimme Zorn der mongolischen Horde, die auch heute noch dieses gemarterte Volk würgt. Die undurchdringliche Dunkelheit machte die Berge unsichtbar. Die Wälder rauschten, der tückische, kalte feindliche Wildbach raste zwischen den Felsen. Nur an einer Stelle war er voll purpurnen Glanzes, als wenn jemand einen Schatz von Gold und Rubinen darüber ausgebreitet hätte. Dieses Licht fiel auf das Wasser durch die offene Tür des nahen Gehöftes. Ein mächtiges Feuer loderte dort in einem Steinherde der geräumigen Küche; es wurde dort auf dem Rost ein ganzer Widder gebraten. Helläugige Männer mit harten Zügen saſsen in der Nähe auf einer Holzbank und tranken aus tönernen Krügen. Die Türe starrte angelweit offen, denn heiſs wars bei diesem lustig prasselnden Feuer,

dessen Schein auf den Fluſs und den längs desselben führenden Uferpfad fiel. Auf diesem Wege wurde jetzt die hohe, hagere Gestalt eines jungen Mannes sichtbar. Er war barfuſs, mit einem zerrissenen Kittel bekleidet. Sein lichtes Haar fiel weich auf seine knochigen Schultern herab, die Augen glichen dem Blau des Himmels, sie waren scheu träumerisch und zahm. Das Gesicht war bleich, von Elend verunstaltet, sterbenstraurig in diesem Augenblicke und gezeichnet mit einem blutigen Streifen, welcher sich von der rechten Schläfe über den Mund bis unters linke Ohr erstreckte. Der Arme hielt einige Schritte vor der Tür an, er wagte sich nicht weiter vor. Anstatt eines Wortes tönte von seinen bebenden Lippen etwas wie ein stilles, süſses und trauriges Vogelzwitschern in die gewitterschwüle Luft, durch die finstere Nacht. Diese Musik drang in die weiſsgetünchte, vom Feuerschein erleuchtete Küche und der Hauswirt betrat die Türschwelle. Der Vogellaut im Dunkel der Nacht, bei herannahendem Gewitter weckte irgendwie seine Verwunderung. Er spähte nach dem Vogel und erblickte einen Menschen.

„Wer da?“ sprach er mit rauher Stimme, beschattete seine Augen mit der Hand und sah vor sich hin.

Der Ärmste bleich, mit der blutigen Strieme auf der Wange zuckte jetzt schmerzhaft zusammen, sah um sich, als wollte er sich überzeugen, er sei an jenem Orte, den er gesucht und Tränen traten in seine Augen. Allerdings, hier stand früher sein Häuschen und da befand sich einst sein Feld! Man log ihm also nicht,

als man ihm spöttisch sagte: „Alles, was vormals Dein gewesen, gehört jetzt andern. Es kamen welche Fremde aus Deutschland und ihnen gab unser Herr und der deinige — was Dir gehörte.“

„Wer da?“ erscholl neuerdings die barsche Stimme, mit fremdem Schall.

Der blasse Mensch trocknete in der nächtlichen Finsternis seine Träne, irgend ein Lächeln der Entsagung leuchtete aus seinen Augen, er wollte sprechen, aber anstatt des Wortes kam aus seinem Munde wieder etwas wie die traurigen, süſs ansprechenden Töne einer Drossel. Er trat um einige Schritte näher und das Licht fiel voll auf seine elende Gestalt.

„Ein Vagabund!“ sagte der Fremde mit Härte und Miſstrauen. „Schere Dich!“ Inzwischen trat ein zweiter Mann zu dem Hauswirt hinzu und lachend sprach er: „Vor dem braucht man sich nicht zu fürchten. Er ist blöd. Man nennt ihn „Vogel“, er war beim Bau der Burg beschäftigt. Heute trieben sie dort das Gesindel, welches die Wälle endlich ausgebaut, auseinander. Sie brauchen die Leute nicht weiter, und wissen jetzt nicht, was mit ihnen anzufangen. Du muſst ihm nichts zu Leide tun, dem Vogel, aber ins Haus lasse ihn nicht ein. Wahrscheinlich ist er ein Dieb.“

Er hielt ein groſses Brotstück in der Hand und obwohl er den Bettler schalt, hatte er genug Mitleid mit ihm. Er warf ihm aus der Entfernung die Schnitte zu wie einem Hunde. Sie fiel dem Ärmsten vor die Füſse, und dieser der Meinung, es wäre ein Stein, wich einen Schritt zurück, anstatt sich um das hingewor-

fene Almosen zu bücken. Der Mann, welcher ihm das Brot zugeworfen hatte, ergrimmte ob des Undankes.

„Brot will er nicht!“ wütete er, „ins Haus möchte er sich einschleichen!“

Und jetzt hob er wirklich einen Stein auf, und schleuderte ihn gegen den Bettler. Er erreichte dessen Schulter. Den Lippen dieses Bedauernswürdigen entrang sich etwas, was dem Quäcken eines verwundeten Vogels eher, als dem Aufschrei eines Menschen glich. Er trat langsam in die Dunkelheit zurück. Als jedoch die Männer in der Küche das Fluchen und Schimpfen ihres Genossen hörten, traten sie heraus und halb trunken, begannen einige mit Lachen, andere im Zorn, Schollen und Steine zu suchen, und scheltend sandten sie hinter dem armen, jetzt rasch davonfliehenden Samko Vogel einen wahren Guſs der aufgelesenen Geschoſse nach. Er lief längs des Flusses, soweit der Atem reichte. Dann sah er sich um und merkte, er werde nicht mehr verfolgt. Die Nacht nahm ihn vor dem Groll der Menschen in Schutz. Inzwischen ging das Gewitter nieder und flutartig ergoſs sich der Regen vom Himmel. Samko schien dieses Getöse heimlicher als das Fluchen der Wüteriche. Er wuſste, wo er sich befand, wuſste, daſs unweit eine nicht zu tiefe Grotte im Felsen sei. Er kannte sie gut. Er wuſste, es sei weiches Moos darin, und trat ein. So war er gegen Regen und Wind vollkommen geschützt. Er setzte sich auf die Erde, lehnte den Kopf an den Felsen, die Hände fielen in den Schoſs. Lange holte er Atem, in seiner halben Betäu-

bung an nichts denkend, dann als das Blut nicht mehr in seinen Ohren sauste und das Herz nicht mehr so an die Rippen schlug, sagte er traurig zu sich: „Wohin werde ich mich wenden?“ Aber es kam hierauf kein Widerhall aus seiner Seele. Sein ganzer Begriff von Glück und Sein, von Welt und Leben, war die Waldeinsamkeit, wo er und sein Vater zur Welt kamen, ebenso der Vater seines Vaters, jene Einsamkeit am Flusse, wo ringsum auf hohen Berglehnen tausendjährige Bäume voll von Vogelnestern sinnend standen, rauschten, winkten, Bäume voll von Musik und Duft, deren grofse Schatten auf das weiche, mit weifsen und gelben Sternenblüten durchwirkte Gras fielen. Das war für Samko die ganze Erde! Ihre Grenze waren die steil in den Himmel ragenden Felswände des Tatragebirges, darüber die Wolken schwammen, deren harte Kämme der Sturmwind mit gewaltigen Schwingen peitschte und in deren Tiefe silberne Quellen entsprangen. Jenseits der Tatra war vielleicht nichts mehr, aber wäre die Welt auch noch so weit gewesen, Samko liebte nur jenen schönen Winkel, in welchem er das Licht der Sonne und seiner Eltern Angesicht erblickt hatte. Dieser Winkel war wie ein Nest.

An dem Ufer des Flusses stand eine kleine Hütte, hinter welcher sich zwei kleine Felder wellten, die durch einen Bach und eine Reihe von Erlen abgeteilt waren. Das eine blau, wo Flachs blühte, das andere gelb, auf welchem Korn reifte. Bei der Tür des Häuschens pflegte den ganzen Sommer hindurch seine Urahne

zu sitzen und zu spinnen. Im Frühjahr bestellte Samko sorgfältig jene Felder, er spannte sich vor den Pflug wie ehemals sein Vater, und die Urahne ihren Spinnrocken beiseite stellend, pflügte. Ihr langes milchweifses Haar flatterte gleich einer Mähne im Winde und ihre volle, immer noch starke und wohltönende Stimme segnete die braunrote Erde, welche einen frischen Duft ausströmte und Brot versprach. Die Urahne war weise und heilig. Sie verstand die Sprache der Waldvögel, von denen sie grofse Geheimnisse erfuhr. Samko begann ebenfalls sie zu verstehen, er erlernte es ihnen zu antworten, er konnte singen wie eine Drossel, schlagen wie eine Nachtigall, pfeifen wie eine Amsel. Auch das Kreischen der Adler verstand er aus seinem Innern hervorzustofsen, denn er stieg gar oft empor zu ihren Horsten auf die Gipfel der Tatra und wenn er manchmal in Lebensgefahr über den Abgründen, in deren Tiefe Wasser brausten, und zwischen Wolken hing — erzwang ihm die Angst dieselben Töne, welche die Adler hervorbrachten, indem sie mit ihren Fittigen schlugen, sich um ihre Jungen ängstigend, die Samko in ihren Nestern streichelte. Sie mufsten sich aber nicht fürchten, denn Samko tat niemals einem lebenden Geschöpf etwas zuleide, weder der Mücke noch dem Käfer und dem Vogel, und der dunkle Wald und die sonnige Flur kannten und liebten ihn. Die Vögel waren seine Genossen, keiner von ihnen scheute, wenn Samko sich ihnen näherte, im Gegenteil sie flogen ihm gerne zu, wo immer er erschien. Durchschritt er den Waldesschatten, be-

gleiteten ihn die Finken und Drosseln, saſs er an des Häuschens Schwelle und aſs, flogen die Amseln zum Gastmahl und speisten mit ihm aus einer Schüssel; wenn er den Pflug durchs Feld hinter sich herzog, flatterte die Lerche neben ihm längs der Furche und sang ihm zu; Samko liebte die Lerche am meisten von seinen geflügelten Genossen, denn unter allen Vögeln war die Lerche der stärksten Liebe fähig für Christus, unsern Herrn, dessen Leben Samko aus den Erzählungen seiner Urahne in allen Einzelnheiten kannte. Als Christus vom Tode auferstand, erfreuten sich jauchzend die Vögel, sie hatten während der Zeit, wo er im Grabe lag, traurig geschwiegen und nun baten sie den Erlöser, ob sie bei ihm bleiben dürften für immer. Als der Herr ihnen sagte, er werde gen Himmel aufsteigen, wollten die Vögel durchaus hinter ihm her. Sie flogen, flogen, aber allmälich ermüdeten sie, als Christus immer höher und höher so unendlich hoch emporschwebte zum Himmelsruhm. Sie fielen zur Erde einer nach dem andern, bis nur die Lerche übrig blieb, diese jedoch flog immer, selbst dann noch, als es auch dem Adler sich weiter emporzuschwingen unmöglich wurde. Das schwache Geschöpf empfand für den Menschensohn eine so mächtige Sehnsucht, daſs es durch die Macht der Begeisterung den Aar an Kräften übertraf und ihn im Fluge besiegte. Als es jedoch bis zur Sonne flog versengte ihm die ungeheuere Himmelslohe derart die Flügel, daſs das arme Vöglein endlich verwundet zur Erde fiel, woher es noch sein Lied dem Herrn nachsandte, silberklar

wie ein den Azur durchdringender Strahl. Wann immer sich die Lerche auf Samkos Hand niederliefs, küfste dieser gerührt ihre versengten Flügel und das Gezwitscher, in welchem er zu dem Vogel von seinen Gefühlen sprach, glich dann in der Tat der Süfse, Frömmigkeit und dem Schwung des Lerchengesanges. Auch für die Turteltaube hegte Samko eine besondere Zärtlichkeit, weil sich Christus als kleines Kindlein manchmal mit ihr in seiner Wiege gespielt. Einmal band Maria mit ihrem Opalgürtel den Vogel beim Halse, damit derselbe dem göttlichen Kinde nicht davonfliege, und so behielt er rings um die Gurgel einen Streifen zum Andenken; deshalb lacht die Turteltaube wahrscheinlich so schön, so fröhlich, weil sie sich an die Augenblicke erinnert, wo sie mit rosarotem Schnäbelchen das noch rosafarbenere Körperchen des Königs der Welt berühren durfte, des Körpers, welcher später der Todesmarter für uns preisgegeben wurde. —

All dies wufste Samko von seiner Urahne, welche die Sprache der Waldvögel verstand, von denen sie das Geheimnis des ewigen Lebens erlernte. Jenes Geheimnis, von dem sie selbst keinen Gebrauch machen wollte, beabsichtigte sie einst Samkos Vater anzuvertrauen, aber sie stellte darüber, ob ein ewiges Erdenleben einem Glück oder einer Last gleichzuachten sei, viel zu lange Betrachtungen an, sie sann darüber so lange nach, bis eines Abends wilde Reiter in der Waldeinschichte bei dem weifsen Häuschen auftauchten und den Hauswirt, Samkos Vater, mutwillig umbrachten. Sein Weib wurde vor Entsetzen vom Wahn-

sinn erfaſst, als sein heiſses Blut ihr ins Gesicht spritzte; von da ab lief sie ruhelos, wie eine scheue Hirschkuh, durch Berg und Tal und ihre Klagen durchdrangen den Himmel. Sie wehklagte so lange, bis ihr Herz brach.

Samko war dazumal noch ein zartes Kind und blieb der Urahne als Rest ihrer ganzen Familie. Er wuchs mit den Vögeln und Bäumen auf, weitab von den Menschen, die er nur hin und wieder, wie raschverschwindende Truggestalten, zu Gesichte bekam. Die Urahne brachte ihm viel bei, aber das Geheimnis vom ewigen Leben eröffnete sie ihm nicht; ihre traurige Seele empfand zu sehr die Wucht des Erdenlebens und wuſste viel zu deutlich, daſs für jeden von uns der schwarze Tag des Verhängnisses anbrechen wird, dessen schwerer Schatten in das schwache Licht unseres Daseins fällt, um nie mehr zu verschwinden und daſs es also keine Wonne sein könne, die Nebelschleier seiner traurigen Erinnerungen in Unendlichkeit hinter sich einherzuziehen.

Der schwarze Tag des Verhängnisses! Wie für jeden erschien er auch für den armen Samko. Er zählte damals etwa fünfzehn Jahre. Eines Abends erschienen abermals unerwartet wilde Reiter in der Waldeinsamkeit beim Flusse und sagten zu Samko, daſs nicht nur er allein, sondern auch der Wald Gottes und das liebe goldene Feld, das weiſse Haus und überhaupt alles, worauf das Auge hier ruhen mag, irgend einem Herrn gehöre. Der Herr bedürfte jetzt der Person Samkos und dieser werde also mit ihnen gehen. Während dieser Unterredung langten noch weitere Reiter an, jagten einen

Schwarm durch Stricke aneinandergefesselter Menschen wie irgend eine Herde vor sich her, über deren Köpfen sie die Peitschen schwangen. Einer von den Reitern stieg ab und nahte Samko mit einer Fessel. Samko überrascht stieſs ein adlerähnliches Gekreisch hervor und erfaſste ein Beil zur Abwehr, als wäre er durch einen Wolf überfallen worden, aber sie bewältigten ihn leicht, unter rohem Lachen, und als seine Urahne den Räubern fluchte und sie verdammte und vom Verzweiflungswahne erfaſst sich auf sie stürzte, steckten sie die Hütte in Brand, warfen die Greisin in die Flammen, wo sie elend umkam und mit ihr zugleich alle Schwalben, welche auf dem hölzernen Gesimse genistet, alle Turteltauben, die im Hausflur gelacht. Der gefesselte Samko sah, durch Schreck zu Stein erstarrt, dem grauenhaften Schauspiel zu.

Tags darauf wurde mit dem Abhauen des Waldes auf den Abhängen begonnen und Samko und die durch Stricke aneinandergefeſselten Armen muſsten die Stämme der alten Eschen, Föhren, Tannen und Eichen fällen, diese Säulen der grünen heiligen Stätte, in der er aufgewachsen war. Die Vögel flogen aufgescheucht aus dem schattigen, in Staub verfallenen Heim, aber ihr minder glücklicher Freund muſste mithelfen die Bäume zu den schiefen Abhängen zu schleppen, woher sie abrollten, tief, tief hinunter auf die Ebene. Er hörte diese Riesen des Urwaldes stöhnen, hörte deren Zweige krachen, brechen, hörte sie dröhnen und donnern dort unten, wo sie auffielen, und wie Leichen liegen blieben. Sein Herz

drohte zu zerspringen. Er blickte zu den Lehnen und sonnbeschienenen Plätzen der Berge den fliehenden Vögeln nach und sah auf die Asche des Hauses, von welcher sich das hellere Gerippe seiner Urahne abhob, er besah die zerstampften Felder, wo die Pferde der wilden Gewalttäter grasten, und in seinem Kopfe ward es finster. Warum strafte ihn Gott so hart? Oder war vielleicht das Land, in dem er geboren, in alle Ewigkeit verflucht? Und haftete ein Teil des Bannes auf jedem seiner Söhne? Es schien so.

Seine Häscher liefsen ihm nicht viel Zeit zum Grübeln übrig; sie trieben ihn wie die übrige Menschenherde vor sich her, indem sie mit den Peitschen knallten. Nur zu bald erfuhr er, wozu ihn der Herr brauchte, dem er angehörte. Derselbe baute eine gewaltige, starke, feste Burg, die Schreck' verbreiten sollte ins weite Land. Diese Festung sollte auf einem hohen Felsen stehen, damit das Volk des Landes, der Leibeigenschaft verfallen, schon von weitem erkannte, wem es sich zu beugen habe. Samko und die anderen Unglücklichen wurden hieher gezerrt, um zu bauen. Sie erstarben durch Erschöpfung und Arbeit, um für sich die Peitsche zu flechten. Fünf Jahre ächzte Samko in dieser Not bei dem Bau der Wälle und der Arbeit in den Steinbrüchen. Die ganze Zeit über glich er einem Lasttier. Seine Jünglingskraft, den Frühling seines Lebens, die Freude am Erdendasein begrub er in den Steinbrüchen, Mauern und Wällen.

Samko arbeitete mehr als alle andern, denn er verstand es nicht sich zu wehren, und seine

Genossen quälten ihn so, wie ihnen durch ihren Herrn selbst widerfuhr, und überwälzten noch einen Teil der Arbeit auf ihn. Zu alledem bedeutete Samko für sie den Gegenstand ununterbrochenen Spottes. Er konnte nicht fliefsend sprechen, denn er hatte bei weitem mehr in der Gesellschaft der Vögel als der Menschen gelebt und ein jeder seiner Seufzer verwandelte sich in ein trauriges, ruhiges Drosselgezwitscher, welches bei den stummen Felsen des Steinbruches — an dem das Blut seiner Hände klebte — mehr Widerhall fand, als in den menschlichen, durch Ungerechtigkeit und erlittene Unbill verhärteten Herzen. Verächtlich wurde er „Samko der Vogel" genannt und er nahm diesen Namen gerne an, denn in seinem ewigen Traume von dem entschwundenen Glücke gedachte er stets und treu der gefiederten Kameraden seiner Kindheit im Forste und diese Erinnerung stärkte ihn in dem Mafse, dafs er die Not der Gegenwart zu tragen vermochte. Sie, die Sänger mit den sonnenklaren Blicken, waren immer noch frei und glücklich! Und wer weifs, ob er nicht einstens zu ihnen zurückkehrt? Wie rührend gemütvoll zwitscherte er oftmals im Schlafe, wenn ihm träumte, er hätte Flügel und flöge in die blauen, zum Himmel, zur Sonne ragenden Gipfel der Tatra, an die Gipfel, wo die Adler nisten, und woher die silbernen Quellen sich ergiefsen, aus denen die Amseln und Drosseln und Waldtauben trinken! Wurde er dann durch grobe Worte aufgerüttelt und zur Arbeit getrieben, schien ihm der Spottname „Vogel" etwa wie ein süfser Trost, wie

eine dem Strome rauher gefühlloser Töne beigemengte Verheifsung.

So entschwanden ihm lange, trübselige fünf Jahre und die Burg war aufgebaut. Was zu beginnen mit den Leuten, die sie erbaut? Es blieb nur übrig sie auseinander zu treiben. Mögen sie sich entlegene Plätze suchen, wo sie Hungers sterben dürfen. Ungeschlachte Haiducken mit langen Peitschen ritten also auf wilden Pferden in den Schwarm hinein, welcher sich unter der Burg ansammelte, der Befehle seines Herrn harrend. Die Pferde zermalmten die Leute unter ihren Hufen und die Peitschenhiebe erreichten die Fliehenden. Ein solcher harter Hieb traf Samkos Antlitz und grub darauf wie zur Erinnerung das Zeichen der Sklaverei mit blutigen Striemen.

„Warum schlägt mich der Mensch?" dachte Samko, sich vor Schmerzen windend, das Blut und die Tränen wegwischend. Er erhob den Blick zum stummen Himmel, aber da gedachte er Christi und seiner teueren Wunden und ward ruhig. Und dann empfand er auch etwas wie Freude. Sie trieben ihn hinweg! Konnte er also gehen, wohin er wollte? Er wird die Waldeinsamkeit aufsuchen, wo er geboren wurde. Freilich sagte man ihm, dafs dort ein anderes Haus stünde, dafs alles, was sein gewesen, durch seinen Herrn schon an andere verschenkt worden sei. Aber konnte das sein? Gewifs wollten sie ihn nur quälen durch solche Reden und seine Angst belachen. Er schleppte sich also zu jenem Orte, wo einstens das weifse Häuschen stand, wo seine Urahne zu sitzen und zu spinnen pflegte und auf das Gespräch

der Waldvögel lauschte. Er schleppte sich hin und fand ein Gehöft, von dessen Tor ihn Steine vertrieben! Und nun lag er da verborgen in der Höhle und frug sich: „Wohin werde ich mich wenden?“ Auf diese Frage gab es keine Antwort! In seinem Kopfe war Nebel und nur wie durch einen Blitzstrahl sah er unbestimmt die steilen Wände der Tatra, um welche die Adler kreisten und denen die silbernen Wässer entquollen.

„Dahin!“ sagte er zu sich mit schwachem Lächeln. Das Rauschen des Regens besänftigte ihn durch seine eintönige Musik und Samko schlief ruhig ein. Das Wörtchen „Dahin“ veränderte sich auf seinen Lippen zu einem kurzen, schwachen, süſsen Pfiff eines kranken Vogels. —

Die ersten rosigen Sonnenstrahlen kamen Samko aufzuwecken in seiner moosbewachsenen Grotte. Er stand auf und wusch sich am Flusse. Er fand etwas an reifen Heidelbeeren und Erdbeeren vor und so fühlte er keinen besonderen Hunger. Dann machte er sich auf den Weg, wohin ihn die Füſse trugen. Er ging längs des Wildbaches, in entgegengesetzter Richtung von jenem Wirtschafshofe, wo er gestern mit Steinen beworfen wurde. Lange ging er so, den ganzen Tag, die Nacht verbrachte er unter einem blühenden Strauch und am darauffolgenden Tage, als die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel stand, erblickte er eine kleine Stadt, aus welcher eine mächtige Kirche mit hohen schönen Türmen aus Säulenwerk luftige Stockwerke bildend, ragte; je höher über der Erde, um so

dünner wurden die gewölbetragenden Säulen und die obersten, unmittelbar unterhalb des Daches, bildeten beiläufig einen riesigen Käfig, in welchem Glocken hingen, die in diesem Augenblicke ihren süſsen, mächtigen Klang feierlich in die reine, goldene Luft austönten. Samko wäre sicherlich der Stadt ausgewichen, da er wuſste, daſs ihn überall, wo Leute anzutreffen sind, Spott, Gewalt und unverdiente, blinde Gehässigkeit erwarten, aber die Töne, welche durch des Himmels Blau erzitterten, zogen ihn an. Für Samko war die Glocke so etwas, wie ein gewaltiger Adler mit Engelsstimme, die Glocke war ihm in der Tat ein Vogel, hoch über dem Haſs der Menschen schwebend, ein Nachbar der Wolken, ein Gefährte der Winde, und sie war ein unglücklicher Vogel, denn sie war eingekerkert, angebunden und ihr tiefer und trauriger Gesang glich einer groſsen Klage. Samko zielte zur Stadt, wohin ihn die Klänge einluden. Er wird in die Kirche gehen. Dort wird er gewiſs das Bild des weiſsangetanen Christus im Glanz des goldigen Hintergrundes erblicken, Christus mit den groſsen, dunklen Augen aus lichter Höhe auf ihn in die Dämmerung hinunter sehend, ohne Hohnlachen, mit Güte, ohne Verachtung, ohne Härte. Die Lippen der Bilder lächeln jeden an, also Samko auch, und dieser erinnerte sich nicht, daſs ihn seit dem Tode seiner Urahne jemals jemand angelächelt haben würde! Und in den segnenden Christushänden wird keine Peitsche sein!

Ein Anblick voll von Liebe, voll von Mitgefühl! Wie wurde es um Samkos Herz so

warm bei dem blofsen Gedanken! Er eilte zur Stadt.

Die Gassen waren mit festlich gekleideten Menschen angefüllt, die Häuser mit Kränzen behangen und von den hohen Dächern flatterten lange Fahnen. Samko wurde von niemandem beachtet und ohne Unfall, ohne Beschimpfung, ohne grobe Worte erreichte der durch ungewohnte Güte ganz verblüffte arme Mensch den grofsen Ringplatz, wo die schöne Kirche stand, die er aus der Entfernung sah. Aber das Gedränge war dort so ungeheuer, dafs Samko im Augenblick in einen so dichten Schwarm geriet, dafs er schon keinen Schritt machen und kaum noch atmen konnte. Aus den Gesprächen ringsum entnahm er, was das alles zu bedeuten habe.

Der byzantinische Kaiser und zehn Könige des Morgenlandes befanden sich auf der Rückfahrt von einem dem römischen Kaiser abgestatteten Besuche und ihr Weg führte sie her zur Donau, auf welcher sie hinunter segeln werden auf vergoldeten, mit perlen- und silberbenähten Purpursegeln versehenen Schiffen. Innerhalb einer Stunde sollten sie die Stadt erreichen, vom Turme konnte man schon den Staub, welcher sich unter dem Trab der Pferde ihres Gefolges zum Himmel erhob, deutlich sehen. Der König von Ungarn ritt mit seinem Geleite voran. Im Dom wird für sie eine feierliche Messe celebriert und es wird Gott dafür ein grofser Dank abgestattet, dafs er die Schritte dieser Mächtigen auf Erden an einem so unbedeutenden Orte vorbeikommen liefs. Die Ehre dieses Besuches

wird mit goldenen Lettern in eine steinerne Tafel der Kirche eingraviert. So erzählte das Volk und jubelte. —

Aber dieses Jubeln verwandelte sich alsbald in ängstliches Wehklagen.

Die magyarischen Wilden auf wütenden Pferden überschwemmten plötzlich den Platz, und ritten die Leute nieder. Ihr König bereitete auf diese Weise einen lebendigen Teppich aus seinen Leibeigenen für sich und seine Gäste, damit deren Pferde mit dem Staub und Kot in der Stadt nicht in Berührung kommen. Die Gesalbten des Herrn und ihr Gefolge sollten so auf einer aus Menschenrücken hergestellten Brücke zum Domportale hinfliegen. Entsetzliche Hiebe der flachen Klingen und langen Peitschen, durchwirkt mit eisernen Spitzen, fielen auf die Schultern und Köpfe derer, welche sich weigerten mit ihren Körpern das Pflaster für die vornehmen Persönlichkeiten zu bilden, welche Gott die Ehre ihres Besuches in seinem Hause erwiesen. Zwischen das schmerzvolle Weinen der Weiber und das Fluchen der Männer ergofsen jetzt die Glocken ihren tiefen Schall voll von Klage und Erhabenheit. Vom Stadttore flog der Zug auf stolzen Rossen einher. In vorderster Reihe die Wache des ungarischen Königs voller Schmutz und Gold; die turanischen halbtierischen Gesichter dieses Adels waren schlecht gewaschen, aber ihre Bärte waren durchflochten mit Perlen und aus den Falten ihrer seidenen Gewänder verstreuten die zum Scheine getauften Raubtiere Ungeziefer und Edelsteine. Hinterher ritt der magyarische König, in der Hand

einen groſsen Szepter, dann kamen auf milch-weiſsen Rossen Ritter des byzantinischen Kaisers, glänzende und schöne Erscheinungen, einem Engelschor in ihrer silbernen Rüstung gleichend, dann zuletzt erschien der byzantinische Kaiser selbst, von zehn Königen in Purpur umgeben. Er war in Silberstoff gekleidet und hatte die Tiara auf seinem Haupte, deren Diamanten und Smaragden funkelten.

Der am Boden im Staube liegende Samko sah dies alles über sich hinhuschen, wie einen schönen, unheilkundenden fliegenden Kometen. Er sah es wie im Traume, denn bald befiel ihn eine Ohnmacht unter dem galoppierenden Schritt der Pferde. Er erwachte in schöner, kühler, von Weihrauch erfüllten Dämmerung. Ringsumher funkelte es wie lauter Sterne: es waren dies die Flammen der goldenen Lampen und zahllosen säulenhohen Wachskerzen.

Samko befand sich in der Kirche. Er wuſste nicht, wie er hinkam, die Welle der Menschen hatte ihn irgendwie dorthin getragen, wie diejenige des Meeres Muscheln an das Ufer wirft. Er lag zwischen Bettlern und Krüppeln bei dem hohen bronzenen Tore. Weitab von ihm, unmittelbar beim Altare, wo die Messe gelesen wurde, erblickte er wieder den byzantinischen Kaiser mit der strahlenden Tiara auf dem Haupte im Kreise der zehn morgenländischen Könige; sie saſsen auf einer mit Silberstoff bedeckten Tribüne. In dem hoheitsvollen Lied der Sänger, in dem Brausen der silbernen Orgel verhallte das Weinen der durch Pferdehufe verwundeten Bettler und Krüppel.

Samko empfand auch einen Schmerz in der Seite und auf der Achsel, aber er ertrug ihn ruhig, gewohnt zu dulden. Er sah zum Altare auf. Trunken suchte sein Blick das Bild Christi, den süſsen Trost in jedem Leiden. Aber er fand es nicht. Die heilige Erscheinung war mit einer schweren purpurnen, blutroten Hülle verdeckt, auf welcher in Gold- und Silberstikkerei ein- und zweiköpfige wilde Tiere glänzten; es waren dies die Wappen der anwesenden Könige. Vor dem Vorhang stand in einem wahren Wald von Lichtern eine wie die Sonne blinkende Monstranz und aus der Flamme ihrer goldenen und diamantenen Strahlen leuchtete der bleiche Mond, die weiſse heilige Hostie, unsagbar erhaben in ihrer schneeigen Schlichtheit, inmitten der menschlichen, lärmend sich vordrängenden Pracht. Samko heftete seinen Blick darauf, warf sich in die Kniee und neigte die Stirn. In seine groſse Trauer drang ein Strahl süſser Rührung. Er erhob den Kopf und sah wieder auf die Monstranz. Starren Blickes gewahrte er, daſs sie plötzlich wuchs, sich dann in ein aus Mondesglanz erbautes Haus, mit krystallenem Tor verwandelte, welches geräuschlos aufging und dem Innern dieses sternenglänzenden Zeltes entschwebte die weiſse Hostie gleich einer Lichtgestalt. Und siehe! Christus war es selbst! Er war mit einem groben, aber schneeweiſsen Rock angetan, sein Angesicht war bleich, seine dunklen Augen voller Barmherzigkeit und sein Lächeln war durchsonnt von Liebe. Samko dachte, daſs er an der Seite des byzantinischen Kaisers Platz nehmen werde, aber er schritt,

die Tribüne unbeachtend, langsam durch die Kirche, schwebte durch eine Wolke von Weihrauch und den Dunst von Wachskerzen und wandte sich in das Halbdunkel, wo die Krüppel und Bettler klagten, und zwischen diese setzte er sich hin. In diesem Augenblicke sah ihn Samko nicht mehr, aber er empfand deutlich den Trost dieser seiner heiligen Gegenwart; seine Seele war verklärt und auf den Mienen aller dieser Leidenden rings um ihn war jäh ein Heil sichtbar. Niemand fühlte mehr die Schmerzen seiner Wunden, Licht ergoſs sich aus aller Augen und jeder fühlte sich beschwingt. Samko war durch das Glück nahezu betäubt. Dankbar richtete er seine Blicke zum Himmel. In diesem Augenblicke erschien auf der Kanzel ein alter, schlichter Priester. Er hielt ein Kreuz in der Hand und segnete zuerst den Kaiser und die Könige und dann auch das Volk. Seine Aufgabe war es an die gekrönten Gäste eine Ansprache zu halten. Aber stumm stand er da, fand keine Worte, eine Beklemmung bemächtigte sich seiner, die er sich nicht zu erklären vermochte. Da durchtönte etwas die stille Kirche wie ein ganz leises Zwitschern einer Drossel. Es war dies ein unbewuſster Seufzer Samkos, durchdrungen von der süſsen Seligkeit, welche dem Gebete glich. Verwundert sah der Greis zur Seite, woher der Vogelgruſs kam, ein Gruſs, der ihm Mut einzuflöſsen schien und mehr noch wunderte er sich, daſs er alle die Bettler und Krüppel strahlend in einem überirdischen Scheine erblickte. Plötzlich drückte sich Trauer in seinen Mienen aus, er gedachte ihrer Not — mit

einemmale aber wich die Trauer einer Begeisterung, denn es wurde ihm klar, dafs Gott ihnen seine Liebe zugewendet. Es war ihm, als zwänge sein Herr ihn, sich vor der Majestät menschlicher Leiden zu verbeugen, und ihr seine Huldigung darzubringen. Er neigte die Stirn vor denen, von welchen er wufste, dafs vor einem Augenblicke Pferde stampfend über sie hinweggesetzt, und indem er seine Blicke auf Samkos Augen heftete, welche wie jene Sterne leuchteten, die damals auf dem Himmel strahlten, als die Engel: „Friede sei mit Euch, Menschen guten Willens!" sangen — sprach er mit tränenerfüllter Stimme. „Wohl dem, der den Dornenpfad schreitet, den er gelangt ins Paradies!"

Samkos Züge umspielte ein Lächeln — wie die Morgenröte, so süfs und hoffnungsfreudig! Es war nicht mehr finster in seinem Kopfe und die Frage: „Wohin sich wenden?" hatte das unbestimmte Grauen, die beklemmende Schwere abgestreift. Das Rätsel seines ganzen Lebens war gelöst! Samko neigte sein Antlitz und dankte Gott.

Samko rührte sich erst, als die Kirche schon leer war. Dann betrat er geräuschlos die Sakristei, wollte den alten Priester sehen, ihm für seine Ansprache und seinen Rat danken. Tatsächlich fand er ihn noch in der Sakristei in Gesellschaft einiger Menschen, mit denen er sprach. Samko ging gerade auf ihn zu.

„Was wünschest Du von mir?" fragte der Greis mit Freundlichkeit. Er erkannte ihn.

Der schlichte Samko wufste nicht, wie er seinen Dank hervorbringen und was er sagen

solle, schliefslich sprach er leise: „Ich werde in den Himmel gehen.“

Hierauf erscholl ein gedämpftes Lachen der Anwesenden und einer derselben frug: „Auf welchem Wege, Du Narr?“

„Auf dem Dornenwege,“ erwiderte Samko schlicht, das Lachen war nun nicht mehr gedämpft und auf den Zügen Samkos malte sich Staunen, dafs ihn auch hier in dieser heiligen Stätte und in Gegenwart dieses guten Priesters das beleidigende Hohnlachen verfolgte. Grofse Trauer war auf seinem Gesichte zu lesen, dann aber wandte er sich zu dem Priester und seine Augen waren träumerisch und nachdenklich, so dafs der Priester auf dem Grunde seiner Seele lesen konnte. Er legte ihm die Hand auf den Kopf und sprach gerührt: „Wahrlich Du gelangst in den Himmel! Gott liebt Dich, gedenke meiner in Deinen Gebeten.“

Da verstummte das Lachen.

„Das werde ich tun,“ sprach Samko bescheiden und küfste den Ornat des Geistlichen und trat ruhig durch die geöffneten Türen auf den besonnten, bewegten Platz.

Es war nicht schwer aufserhalb der Stadt einen mit Dornen und Disteln bewachsenen Weg zu finden. Begann sich das slovakische Land doch erst langsam wieder von der Ohnmacht zum Leben durchzuringen, das arme slovakische Land, von den asiatischen Bedrängern durchwühlt, unter deren Joch heute noch ächzend! Es war nicht lange her, seitdem das Volk aus den Felsenverstecken zu den verlassenen, von Unkraut überwucherten Feldern

zurückkehrte, und die Arier griffen wieder zur Arbeit, deren Früchte den Turanern gehörten, die sie ungerechter Weise jetzt noch besitzen.

Es wurde also Samko nicht schwer einen Weg zu finden, auf welchem Dornen- und Distelgestrüpp wucherte, bereit ihn, den barfuſs darüber schreitenden zu verwunden und diese Märtyrerbahn beging er viele Tage und Nächte, litt Hunger und Durst und lieſs auf den ausgedörrten Felsen Blutspuren hinter sich zurück. Er nährte sich von bloſsen Wurzeln und Brombeeren und hin und wieder bekam er bei einer in dunkler Waldeinsamkeit sich verbergenden, oder am kahlen Bergabhang angelehnten, menschlichen Behausung ein Stück Schwarzbrot. Die dort wohnenden Menschen, arm und elend wie er, gaben ihm zwar gerne dieses Almosen — aber sobald er ihnen auf ihre Fragen nach dem Endziele seiner langen unerquicklichen Reise Antwort gab, verspotteten sie ihn immer. Aber Samko beachtete dies kaum, wurde nicht böse und lieſs sich nicht beirren. Sein Glaube war fest und er war nicht ohne Hoffnung: hatte er doch jetzt das, wornach er jahrelang in verzehrender Sehnsucht trachtete, die Freiheit! Er hörte das Rauschen der stolzen Bäume, er wurde umweht von den mächtigen Schwingen der Winde und lauschte bis zur Sättigung dem süſsen, träumerischen, freundschaftlichen Gesang der Vögel, den treuen Gefährten seiner Jugend. Wie oft doch begleiteten ihn die Drosseln auf dieser Pilgerfahrt zum Waldessaume! Wie vielmal begrüſsten ihn die, wie ein Fun-

kenschwarm über den Wolken flatternden Lerchen, mit ihren jauchzenden Liedern! Wie oft erfreuten seine verwaiste Seele die in den Felsen nistenden Turteltauben durch ihr freudiges, liebes Lachen! Was konnte dagegen das geringe Zusammenkrampfen des Herzens beim menschlichen Spott im Vergleiche zu dem weiten, gewaltigen Aufgehen der Seele bei dem Rauschen der Bäume, dem Pfeifen der Winde und dem Gesange dieser von der Luft getragenen, im goldenen Lichte gebadeten Geschöpfe, jener beschwingten Gefäſse des Dankes, von süſsen, entzückenden, sehnsuchtsvollen, traumgebärenden Liedern überquellend, bedeuten! Wohl rann das Blut aus seinen Füſsen, der Schweiſs von seiner Stirn, aber in seinem Innern dämmerte schon jenes Paradies, das er suchte und welches er felsenfest zu erreichen hoffte.

Eines Abends war er jedoch schon so müde, daſs er sich kaum und nur mit Anstrengung weiterschleppte. Auf einem steilen Abhange, welchen ein frischgrünender, junger Birkenwald einsäumte, hielt er an. Tief unter sich sah er in heranziehendem Nebel etwas wie ein weiſses Schloſs, aber ohne Wälle, ohne Basteien ringsum von alten Bäumen dicht umgeben, die ihre sonnbeglänzten Wipfel ernst wiegten. Der Nebel war von heller Veilchenfarbe und lange rosarote Lichtstreifen durchdrangen ihn und die weiſsen Mauern der Gebäude waren vom Lichte des Sonnenunterganges wie goldbesprengt. Es war dies ein Anblick von groſsem Zauber! Samko hielt sich an einem kleinen Gesträuch und neugierig neigte er sich über die Niederung; da lockerte sich das Erdreich

unter seinen Füſsen, der Zweig, an dem er
sich angehalten, brach und Samko rollte macht-
und kraftlos wie ein gefällter Stamm vom
Waldabhang tief, tief hinunter, rasend schnell,
so daſs es in seinem Kopfe finster wurde.
Schlieſslich fiel er irgendwo auf und blieb
dort ohne Bewuſstsein liegen. Es war ein
Wunder, daſs er noch lebte. Als er aufwachte,
herrschte schon völlige Finsternis. Vor ihm
stand eine hohe Mauer, in welcher wenige
Schritte von ihm ein groſses Tor angelweit
offen stand. Hinter demselben befand sich
eine Berglehne, auf der in lieblicher Dämmer-
rung der Sterne Birken mit ihren silbernen
Stämmen zitterten. Dicht an seinem Kopfe
murmelte ein Bächlein, als wollte es zu ihm
flüstern. Samko trank ein wenig und stellte
sich auf die Füſse. Sie bebten zwar, aber tru-
gen ihn dennoch. Alle Glieder schmerzten ihn,
aber keines war gebrochen. Er stützte sich an
die Mauer, schleppte sich längs derselben zum
Tor und trat ein. Jetzt befand er sich in einem
wunderschönen Garten voller Duft und Blu-
men waren dort, schlafend, aber ihren Balsam
in die Stille der Nacht süſs ausatmend. Und
weiſse Wässer des Springbrunnens sandten
ihre Strahlen in die Höhe, als wollten sie
zu den Sternen emporstreben, und fielen dann
wieder zurück in Becken aus klarem, glitzern-
dem Stein. Im Dickicht schlugen die Nach-
tigallen. Samko erging sich dort gelassen
und sprach zu sich: „Bin ich am Ziele an-
gelangt? O, gewiſs, das ist das Paradies!“
Und sein Herz pochte, er erwartete, daſs er
auf einem der Wege entweder Gott dem Herrn,

Christus oder der Jungfrau Maria begegnen werde.

Aber der Garten war ganz leer und Samko kam bis zu dem grofsen Gebäude, welches er vom Waldabhang aus beobachtet hatte. Aus den riesigen Fenstern auf der einen Seite quoll das Licht, es war wie Mondenschein. Samko sah ins Innere. Er erblickte einen ungeheueren Saal; weifse Säulen trugen dort ein mit goldenen Sternen bedecktes Gewölbe, silberne Lampen wiegten sich auf langen Ketten und leuchteten wie Morgenrot. Stufen aus weifsem Marmor, breit wie Strafsen, längs derer auf gleichfalls weifser Steinbalustrade Engelsstatuen wie aus Schnee mit goldenen Fittigen standen, führten hinauf zu einem noch geräumigeren, jedoch halb dunkeln, aber von regenbogenfarbenen Lichtern durchleuchteten Saal und aus diesem geheimnisvollen Raume ertönte Orgelgesang. Weit im Hintergrunde dieser Halle, in dem Hintergrunde aus purem Gold, safs auf einem Trone aus Elfenbein eine grofse Statue der Mutter Gottes in weifsem Gewand in einen azurblauen Mantel gehüllt, mit einem Stern am Arm, einem Stern in der Krone, mit grofsen dunklen Augen mit erhabenen und segnenden Händen. Und über die Treppe kamen viele Greise und Jünglinge und Männer, alle in gleiche weifse Gewänder gekleidet, schwarze Sandalen an die Füfse geschnallt; ihre Hände waren gefaltet, ihre Blicke wie zum Gebete gesenkt.

„Das sind die Seligen,“ sprach Samko leise zu sich.

Aber weiter vermochte er nicht mehr zu denken. Seine Schwäche begann ihn dermafsen zu überwältigen, dafs er fühlte, wie er wankte und fiel. Unwillkürlich griff er nach einem neben sich bei der Tür hängenden Riemen, den er bisher nicht bemerkt, und zu Boden sinkend hörte er ein starkes Ertönen der Glocke. Wie im Traume ward er sich noch bewufst, wie die Tür aufging, dafs eine der weifsen Gestalten sich zu ihm niederbeugte. Entkräftet, von Hunger und Durst überwältigt, fiel er sodann in eine tiefe Ohnmacht.

Samko wufste nicht, dafs er an der Schwelle eines reichen Klosters niederfiel, und er wurde sich dessen nicht bewufst, dafs man ihn, ergriffen von seiner Not, ins Innere brachte. —

Erst am darauffolgenden Morgen kehrte das Bewufstsein Samkos zurück. Er sah, dafs er sich auf einem Lager aus duftendem Heu befand, bedeckt mit einem zwar rauhen, aber schneeweifsen Linnen, in einem bescheidenen, aber reinlichen Kämmerlein, durch dessen geöffnetes Fenster ihm der Himmel zulächelte und die Bäume rauschten. Duft und Vogelgezwitscher drangen vom Garten aus ins Zimmer. Beim Lager stand einer jener Seligen, die er gestern die Stiege herabkommen sah. Dieser betrachtete den Kranken mit Güte und Mitgefühl. Wenn Samko ihn anlächelte, lächelte auch er, nahm einen Becher aus Ahornholz, bis an den Rand mit Wein gefüllt und brachte ihn an die Lippen des Kranken. Den Leib Samkos durchrieselte es gleich einem Sonnenstrahl. Der Mönch reichte ihm auch Speise, Samko afs und fühlte sich stark. Hier-

auf begann der Mönch ihn auszufragen, wer er sei, woher er komme und wohin ihn der Weg führe. Samko erzählte es in Kürze, sagte ihm, wie sehr er gelitten und wie er sich schlieſs-lich auf die Suche nach dem Paradiese bege-ben habe, dem Rate des alten Priesters fol-gend.

„Und so," sprach er zum Schluſs, „fand ich also das Paradies. Werde ich nicht daraus vertrieben?"

Der Mönch sah ihn eine Weile verwun-dert an, dann umspielte ein Lächeln seine Züge, aber ein gütiges Lächeln. — „Du wirst nicht vertrieben," erwiderte darauf dieser. Er entfernte sich und überlieſs den glücklichen Samko einem stärkenden Schlafe. Er erzählte seinen im Refectorium gerade versammelten Genossen alles, was er über Samko wuſste und alle stimmten lächelnd damit überein, daſs Samko aus seinem Paradiese nicht vertrieben werde. Es wurde der Beschluſs gefaſst, daſs ihm eine Arbeit im Garten zugeteilt werde und mit Rücksicht auf seine erschöpften Kräfte sollte dieselbe eine sehr leichte sein. Und so blieb also Samko in diesem Paradiese. Nie-mand konnte glücklicher sein als dieser. Er durfte sich im Kloster nach Belieben ergehen, konnte im Garten und im Walde lustwandeln und seine unschwere Arbeit nach Lust und Laune verrichten. Er war nicht müſsig. Auſser im Garten beschäftigte er sich auch im Walde, brachte von dort Holz und machte in der Kü-che Feuer an, und gegen Abend auch im Re-fectorium, wenn es kühl und regnerisch war. Er lauschte gern dem Knistern des Feuers.

Die flammende Lohe bedeutete für ihn auch so etwas, wie einen ungeheueren Vogel mit goldenen Flügeln, womit er schlug, bis Funken sprühten. Nach dem Mittagmahle der Mönche machte er dann mit einer Schüssel die Runde um den Tisch und man lud ihm Speisen auf, um welche er sich dann im Garten und im Walde mit den Vögeln teilte. Wie glücklich war doch Samko! Er kannte nicht mehr die Not und in den Augen dieser weifsgekleideten Mönche las er nie eine böse Miene, auf ihren Lippen sah er nie ein spöttisches Lächeln, er bekam nie ein hartes Wort zu hören. Wie hätte er nicht glauben sollen, dafs er unter Seligen lebe! Dafs im Laufe der Zeit seine Schlichtheit auch bei ihnen Gegenstand der Belustigung wurde, achtete er freilich nicht, denn sie liefsen es ihn nicht empfinden. Sie sahen in ihm ein halbblödes Geschöpf, mit welchem sie Mitleid hatten, das sie niemals gequält haben würden, aber welches sie als Menschen mit einer unsterblichen Seele kaum und als einen ihnen vielleicht vollkommen ebenbürtigen Menschen doch nicht betrachten konnten. Sie waren allzu sehr überzeugt, dafs sie ihn hoch, hoch durch Fähigkeiten ihres Verstandes übertrafen. Damit sie aber den naiven Sinn, der in blofser Liebe schon ein Paradies erblickte, begreifen und abschätzen könnten, dazu waren ihre Herzen denn doch viel zu weltlich stolz, allzu sehr von Welt durchdrungen, trotzdem sie von derselben durch hohe Mauern und von der irdischen Eitelkeit durch eine tiefe Einsamkeit getrennt waren.

Also hatte Samko keinen Freund in ihrer

Mitte, er war für sie ein blosses Spielzeug, ein unter ihnen geduldetes armes Wesen, welches sie mit Liebenswürdigkeiten und Almosen überschütteten, das zu lieben jedoch ihnen nicht im Traume einfallen konnte. Aber die Seele Samkos blieb nicht verwaist, sie fand, von den Menschen zurückgewiesen, einen Freund, dessen sich niemand von diesen Leuten versehen hätte!

Es geschah nämlich, dass Samko einmal in ein altes unterirdisches, halbverfallenes Gewölbe, wo viele unbrauchbare Gegenstände verstreut umherlagen, eintrat, und aus dem Schutt und Kehricht ein altes, halbvermodertes Kreuz herausragen sah. Samko begann es herauszugraben und sah, dass es ein hölzernes Kruzifix war. Eine uralte, schlichte Arbeit war dies. Samko tat dies weggeworfene göttliche Bild vom Herzen leid. Er lehnte es an die Wand, wusch und reinigte es und säuberte dann das ganze Gewölbe, dann trug er Reisig hinein, wand daraus Kränze, welche er an die Wände hing, bestreute dicht das Pflaster mit Waldblumen, und so glich dieses alte Gemäuer im Walde einem heiligen Tempel. Er öffnete das Fenster, damit das Licht dort eindringen konnte, und sogleich setzten sich die Vögel neugierig auf das Gesimse und zwitscherten süss, als wollten sie Christus den Herrn belustigen, wozu Samko zufrieden lächelte. Er kniete nieder und sah mit Innigkeit auf das Bildnis; das Antlitz desselben war totenfahl, traurig, abgemartert, der Blick war erloschen, auf der Stirne standen grosse Blutstropfen, der Körper war abgehärmt, alle seine

Rippen waren kenntlich und aus seinen Knien rieselte das Blut. Das Gesicht war ungewöhnlich ausdrucksvoll, es lag unendlich viel Innigkeit und Naivetät in der Ausführung dieses Kruzifixes, aber die hohe Bedeutung und den Wert dieser Kunst begriff die Zeit so wenig, wie die Mönche das schlichte Herz Samkos zu schätzen verstanden. Aber eben diese grofse Einfachheit war für Samko erreichbar, sie sprach mächtig zu seiner tief empfindenden und weltlich unerfahrenen Seele. Er weinte ob den Martern und weinte auch ob der Verbannung des Kruzifixes in Schutt und Staub und Vergessenheit. Dieses Bild, welches ihn so anzublicken verstand und so zu leiden schien, kam Samko beseelt vor. Er vermochte nicht mehr an etwas anderes zu denken, als an das lebende Bild, gleichviel ob er Holz aus dem Walde holte oder seine Arbeit im Garten verrichtete. Einst brachte er nach dem Mittagmahl der Mönche seine Schüssel dorthin und setzte sich auf die Schwelle. Aber vor Herzeleid konnte er nicht essen. Erschien nicht der Christus auf dem Kreuze vor Hunger so bleich? Er erhob sich und durchschritt die dunkle Kammer wie im Traume. Mit scheuen Blikken sah er zu dem Gekreuzigten empor. Die Augen waren mit Tränen angefüllt und seine Lippen flüsterten zaghaft: „Du Armer, Dich haben sie vergessen! Quält Dich nicht der Hunger! Du bist so blafs, so blafs!“ Und von Tränen nahezu erblindet hob er seine Schüssel zum Heiland empor und sprach: „Teuerer Gast, wäre es Dir nicht genehm zu essen?“ Da neigte der hölzerne Christus sein abgequäl-

tes Antlitz mit einemmal durch ein unsagbar holdes Lächeln verklärt; seine Lippen berührten die Speise und der Herr aſs.

Samko war selig. Erst von diesem Tage ab wuſste er, was es ein volles, groſses, unermeſsliches Glück bedeute. Sein Herz verschloſs sich wie eine duftende Rose, seine Seele wuchs, wie die Unendlichkeit des Himmels und war, wie dieser sternbesät! Tag für Tag kniete er unter dem Kreuze und goſs den Reichtum seiner von den Menschen unerkannt gebliebenen Gefühle vor die Füſse des Erlösers aus, wie einen kostbaren Balsam des Orientes. Worte, die er nie vorher gehört, kamen über seine Lippen, Gesänge, weitaus schöner denn das Schlagen aller Nachtigallen klangen in seiner Seele und er fand hiefür menschlichen Ausdruck; eine Begeisterung, mächtiger denn die Schwingen der Adler und Winde schwebte zu den Azurhöhen, wo diamantene Welten kreisten und die ganze bodenlose Tiefe des Himmels fand Raum innerhalb der Grenzen des Innern dieses Menschen, dem Christus ein Freund war! Und Christus, welcher alle Welten in der Hand hält, für dessen erhabene Gröſse es keinen menschlichen Begriff gibt, war täglicher Gast des schlichten Samko und aſs täglich lächelnd aus dessen Schüssel. Nunmehr konnte es wirklich nicht Wunder nehmen, wenn Samko vermutete, er wäre im Paradiese und überall im Garten ,sowohl als auch im Walde und in den Klostergängen wiederholte er für sich mit Begeisterung: „Dornenvoll war mein Weg, aber er führte, führte mich zum Himmel!“

Leute, denen dies zu Ohren kam, lachten ihn aus. Je weiter, je mehr, ohne daſs er davon erfuhr. Da besuchten eines Tages drei fremde Bischöfe das Kloster, wo sie glänzend bewirtet wurden. Täglich gab es groſse Festmähler und bei einem derselben erzählten die vom Weine angeheiterten Mönche, wie sich Samko einbilde, er wäre im Paradiese und vermute, sie wären die Seligen. Das Gelächter war groſs und einer der Bischöfe sprach den Wunsch aus, den einfältigen Samko zu sehen. Sie erhoben sich schon von der Mahlzeit und gingen in die Gärten um Schatten unter den rauschenden Bäumen und Kühle dei den Springbrunnen zu suchen. Sie kamen an dem Gemäuer vorbei, wo Samko gerade mit Christus ein Gespräch anzuknüpfen und sein Essen mit ihm zu teilen sich anschickte.

Einer der Mönche hörte die Stimme und erkannte Samko an derselben, gab ein Zeichen, damit sich alle ruhig verhielten, und die ganze Gesellschaft näherte sich so mit unterdrücktem Lachen der Tür, welche die Zugluft geöffnet hatte. Samko, dessen Gesicht dem Kruzifix zugewendet war, sah nicht zur Tür und wuſste daher nicht, was sich hinter ihm zutrug. Aber die Bischöfe und Mönche, bereit zu lachen, fielen vor Staunen erfaſst aufs Antlitz, denn sie erblickten Christus auf dem alten Kreuze, ein hehrer Schein strahlte von ihm aus, den Kopf hielt er zu Samko geneigt und sprach gerade zu ihm:

„Nun war ich bei dir in deinem Paradiese schon lange genug zu Gaste, mein Samko, jetzt

wirst du mein Gast sein in meinem Paradiese, wo du mit mir ewig bleiben wirst.“

Samko lächelte, und da er gleichzeitig ein durch das Niederknieen der Mönche verursachtes Geräusch hinter sich hörte, sah er sich um. Da bemerkten alle, wie schön Samko war, dafs seine Augen Sternen, die Haare Sonnenstrahlen glichen und dafs sein Antlitz erhaben von unendlicher Güte, blafs von der grofsen Entsagung während des ganzen Lebens, erduldeter Schmach und seines langen Leidens war. Alle hatten Tränen in den Augen und die Mönche wunderten sich, wie sie bisher so blind gewesen waren! Die Schuppen fielen ihnen von den Augen, und mit einemmale erkannten sie, wie hoch über ihnen allen der schlichte, gläubige, innig und einfach liebende Samko stand und so traten sie in die Kammer ein, verneigten sich vor ihm und sanken vor dem wundersamen Kruzifix in die Kniee. Aber Samko verstand sie nicht, seine Augen irrten umher, seine Seele bereitete sich zur Reise in jenes Paradies vor, wohin ihn Christus, unser Herr, unser Süfsester, zu sich rief. Die Bischöfe stützten das sinkende Haupt Samkos und der Prior des Klosters sprach feierlich: „Du stirbst und wir können Dir die schuldige Ehrfurcht nicht bezeugen! Wie gerne würden wir Dich jetzt auf den Händen tragen! Deine Seele möge für uns bitten bei Gott! Dein Körper bleibt uns und ich verspreche Dir, dafs wir Dir ein Denkmal aus Marmor setzen, dahin wir ihn bestatten werden, in Goldstoff gekleidet.“

Aber der sterbende Samko schüttelte das Haupt.

„Begrabet mich auf dem Scheidewege,“ sprach er ruhig, „ohne Kreuz und ohne Aufschrift, ohne Gedenktafel und ohne Grab. Dies mein letzter Wille.“

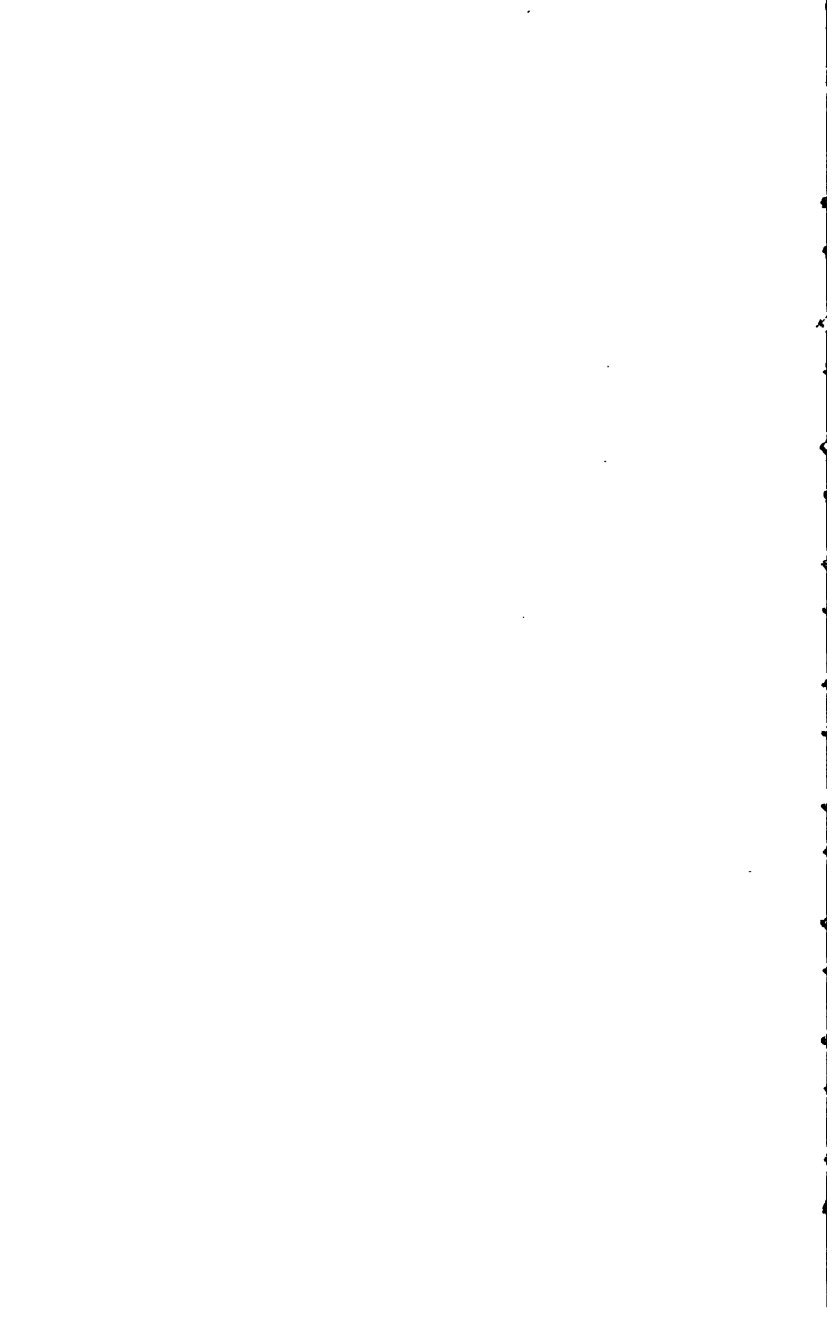
Dann wurde er still. Von den Lippen löste sich ein leiser Vogelpfiff. Das war sein letzter Atemzug. Er rührte sich nicht mehr. Aber die Wand hinter ihm schwand und die Mönche erblickten dort einen Himmel so dunkelblau, daſs er nahezu schwarz durch seine Tiefe schien, und der dichteste Regen wundersam schöner Sterne ging dort nieder, und durch das Geflimmer dieser Lichter war in unendlicher Ferne die Lichtgestalt des Heilands sichtbar; es war so wie ein heller Begriff heiligen Lächelns und die Erscheinung winkte und zwischen den fallenden Sternen, auf dem nicht mehr mit Dornen, sondern mit Lilien bewachsenen Pfade schwebte das Phantom Samkos, lieblich wie Duft, weiſs wie ein Strahl, luftig wie ein Vogel dahin!

Die ganze Nacht verbrachten die Mönche im Gebet. Früh bekleideten sie den Körper, dessen Seele bei Christus war, in ein weiſses Gewand und beerdigten ihn auf dem Scheidewege, wie Samko es gewünscht hatte. Sie brachten sich das himmlisch reine, traurige und rührende Lächeln in Erinnerung, mit welchem er diesen letzten Wunsch vorbrachte und vergebens frug einer den andern, warum er es wohl gewünscht, der von Gott geliebte, von der Welt unerkannt gebliebene Mensch. Sie errieten es nicht. Sie errieten nicht, daſs

er es deshalb gewollt, weil er in den letzten Augenblicken seines Erdendaseins wie durch einen Blitzstrahl sein ganzes Leben und dessen Bedeutung erkannte. Er wollte, dafs nach seinem Tode auf seinem Herzen so herumgetreten werde, wie während seines ganzen Lebens. Schlugen doch unbewufst alle darauf herumstampfenden Füfse mit ihren schweren Schlägen Funken aus seinem Herzen, Funken der Liebe, welche in seinem Innern jenes Feuer entflammte, welches seinen Dornenweg durch die Nacht des Leidens beleuchtete, jenen Dornenweg, auf dem er ins Paradies eingegangen war. —

ROKOKO.

Übersetzt von Cornelia Spera.



Am Sct. Wenzelstage im Jahre des Heils. Ein Tausend sieben Hundert und etliche über sechzig befand sich die allezeit treue Stadt Dubrovic (eine der schläfrigsten dieses glorreichen Königreiches) in nicht geringer Aufregung. Herr Syndikus bereitete nämlich zu Ehren seines Patrons einen grofsen Abendschmaus vor, und dies war Jahr für Jahr in den dubrovicer Annalen die wichtigste Begebenheit, welche mitunter von einer noch bedeutenderen in den Schatten gestellt wurde: nämlich der Ankunft der Frau Fürstin Antonia Eleonore von Loděnic auf dem dubrovicer Schlosse.

Am Namenstage des Herrn Syndikus und auf dem Balle der Frau Fürstin, die nicht allein ihre höchsten Beamten, sondern auch die Spitzen der dubrovicer bürgerlichen Gesellschaft huldreich einzuladen pflegte, konnte man sehen, wem das Recht zukam seinen Kopf hochzutragen und wem nicht! Da gab es keinen Zweifel, mein Lieber! Diese zwei Einladungen bedeuten für unterordnetere Geschöpfe das ganze Jahr hindurch vor den Ausgezeichneten hübsch den Hut zu lüften...

Und jetzt, heute (du mein lieber Gott!) stellte selbst Herr Syndikus die Welt auf den Kopf! Würdet ihr es glauben? Wifst ihr, wen er zu dem heutigen Sct. Wenzelsschmause einlud? Den Florian Sloupenský. Ihr wifst nicht, wer dies sei? Gerne glaub' ich's, denn Herr Florian wufste es vielleicht selbst nicht, aber ich verrate es euch. Kurz ein Musikant. Sein Vater? Ein wandernder Musikant. Die Mutter? Wer weifs es denn? Man wufste zwar nichts Schlechtes von ihr zu erzählen, aber aus Dubrovic stammte sie nicht; wer also konnte denn um ihre Vergangenheit wissen? Aber lassen wir die Eltern, sie ruhen beide im Grabe, und reden wir blofs vom Herrn Florian. Er lernte bei seinem Vater die Flöte blasen, und diese Flöte, in Wahrheit ein kostbares, ungewöhnliches Instrument bedeutete sein ganzes Erbteil. Späterhin ging Florian nach Prag, dann zog er irgendwo in der Fremde herum, und dort wurde er, wie man behauptete, berühmt, obwohl er noch sehr jung war. Herr Syndikus wurde mit ihm anläfslich seiner letzten Anwesenheit in Prag bekannt, denn in Dubrovic selbst würde ihn, wie jeder leicht einsehen wird, niemand gekannt haben. Und wo glaubt ihr, traf Herr Syndikus in Prag mit ihm zusammen? Bei der reichsten Patrizierfamilie auf der Altstadt, und in dieser illustren Gesellschaft sprach jeder mit dem schönen, jungen Flötenspieler, wie mit einem Gleichgestellten. Nun, in Prag möge man solche Neuerungen einführen, dort wuchert so manches üppig, wovor uns Gott der Herr bewahren möge, aber hier, hier in Dubrovic, wo sich jeder

des alten Sloupenský entsinnt, wie er in den Wirtshäusern zu spielen pflegte, nein, nein! Manche ehrwürdige Bürgerin räumte knapp am Abend dieses denkwürdigen Tages ihr Brokatkleid wieder in den ausgelegten Schrank zwischen getrocknete Rosenblätter mit dem Vorsatz, diesmal zu dem Herrn Syndikus nicht zu gehen. Aber am Abend stellten sich die Gäste doch bis auf den letzten ein. Und Wunder über Wunder! Kaum dafs Herr Florian Sloupenský sich eingefunden, hatte er mit einem Schlage die ganze Gesellschaft für sich. Nein, um nicht zu lügen, nur die Hälfte dieser Gesellschaft, aber die schönere Hälfte und die bessere — die weibliche Hälfte. Die Männer waren verstockter und hatten Ursache dazu, denn sie waren eifersüchtig; das sollte ein blofser Musiker sein? Er benahm sich doch wie ein Graf, sprach wie ein Prinz! Er fühlte sich gar nicht geehrt, als ihn Herr Syndikus in unerhörter Weise auszeichnete, indem er mit ihm wie mit einem der geehrtesten Bürger sprach! Einige Herren sagten leise zu einander, dafs man den Herrn Florian eigentlich vor die Türe setzen sollte. Aber auch in diesen Reihen der aufgestachelten Unzufriedenen schwanden die Feinde, als ihn nach dem Abendmahl Herr Syndikus bat, er möge der geehrten Gesellschaft ein wenig von der Musik, von dieser Gottesgabe gönnen, die ihm der Himmel in so reichem Mafse zu bescheren beliebte. Florian spielte zuerst auf dem Klavichord und die ganze Gesellschaft war starr. Dann sang er und den Damen hüpfte das Herz im Leibe. Schliefslich

blies er auf seiner berühmten mit Silber ausgelegten Ebenholzflöte, und die Frauen, aber auch viele von den Männern vergoſsen süſse Tränen. Herr Syndikus presste ihn an sein Herz und Frau Syndikus reichte auf silberner Tablette, Rheinwein in Gläsern aus hellstem grünen Glas herum, damit dem Künstler zugetrunken werden könne. Die ganze Gesellschaft jauchzte dem Musiker Heil zu, drängte sich an ihn heran, überschüttete ihn mit Schmeichelein und lauschte seinen Erzählungen über Mailand, Florenz und Rom, wo er seinen Studien obgelegen und sich mit wahrer Andacht in seiner Kunst vervollkommt hatte. Alle sprachen ihm jetzt unverhohlen, aufrichtig ihre Bewunderung aus — mit Ausnahme eines Einzigen: Herr Blasius Pistorius, Bürger, Apotheker und alter Hagestolz, blieb nach wie vor sein entschiedener Gegner.

Er zählte bald schon sechzig Lenze, gab sich aber für einen Fünfzigjährigen aus und verstand es durch verschiedene kosmetische Mittel und durch die Unterstützung seines Schneiders, die Welt von seiner Behauptung zu überzeugen. Seine gesellschaftliche Stellung in Dubrovic und sein bedeutendes Vermögen verhalfen ihm zu ungewöhnlichem Glanze, so daſs man an das Unangenehme, welches seiner Person und seinem Betragen anhaftete, vergaſs, desgleichen an seine lächerliche Einbildung und die Leere seiner Seele. Kurz, ungeachtet des Widerwillens, den er bei jedem hervorrief, war er doch eine gesuchte Persönlichkeit und wurde von der Gesellschaft nicht wenig verwöhnt.

Es gab aber doch genug Dreiste, die dem Herrn Pristorius wenigstens sein Junggesellentum lachend vorhielten, wenn sie sich anders nicht getrauten über ihn herzufallen; und das pflegte ihn am meisten zu kränken. Er stellte sich dann gewöhnlich vor den Spiegel hin, maſs sich vom gepuderten Kopfe an bis zu den silbernen Schnallen seiner Safianschuhe, warf die Brüsseler Spitzen seines Jabots auf und indem er mit den, mit Brilliantenringen gezierten Fingern an den Deckel seiner goldenen Tabaksdose klopfte, pflegte er zu sagen: „Nur wollen, liebe Kameraden,nur wollen, und ihr würdet sehen, wie viele Mädchen sich fänden!“ Dann nahm er mit der Grazie eines Marquis eine Dose und wiederholte selbstgefällig: „Nur wollen, nur wollen!“ — Und er glaubte es und seine Schmeichler gebärdeten sich so, als glaubten auch sie daran.

Als also an jenem Abend alles nur an den Jüngling mit der Flöte sich herandrängte, alles nur seinen Erzählungen lauschte und den Herrn Pistorius so auffällig vernachlässigte, faſste er nicht allein gegen den Musikus, sondern gegen die ganze Gesellschaft einen Haſs. Im Momente, als im Saale zufällige Ruhe herrschte, verabschiedete er sich plötzlich laut beim Herrn Syndikus, und zwar auf eine grobe, für alle Anwesenden beleidigende Art. Er äuſserte etwas von Langweile und Kopfschmerz, welche sich anläſslich einer mittelmäſsigen Musikproduktion immer bei ihm einzustellen pflegen. Den ganzen Saal erfaſste zunächst ein wie durch Schreck hervorgerufenes Beben, alles schwieg, aber dann zog sich das Un-

wetter zusammen. Die Frau des Herrn Syndikus beugte durch Geistesgegenwart einem unliebsamen Auftritte vor.

„Uns werden Sie nichts vormachen, Herr Pistorius," sprach sie lächelnd, als hätte sie die Spitze seiner Bosheit nicht empfunden. „Uns werden Sie nicht täuschen! Reden Sie sich nicht auf Kopfschmerzen aus! Wahrscheinlich ruft Sie irgend ein süfses Stelldichein. Wir wissen ja, wie Sie geliebt werden. Aber wir lassen Sie nicht aus, möge ihre Schöne unseretwegen verzweifeln!"

Und sie trat an ihn heran und reichte ihm ein Glas perlenden Weines. Die ganze Gesellschaft lächelte gleichzeitig ironisch, aber Herr Pistorius bemerkte es nicht, warf einen Blick in den nahen Spiegel und seine Eigenliebe verblendete ihn wie immer.

„So geliebt ist der Herr Apotheker," liefs sich die Stimme eines dreisten Spötters vernehmen, „und doch blieb er ein alter Junggeselle. Wieso ist dies möglich? War er zu wählerisch — oder gehört er zu jenen, die bei der Wahl anderer übrig bleiben?"

Herr Pistorius war empört. Ein so freches Attentat erforderte eine kühne Antwort.

„Wenn ich wollte," sagte er, indem er den Kopf zurückwarf, „bekäme ich heute noch vielleicht zehn Mädchen." —

„Wiederholen Sie uns das nicht immerwährend," sagte entrüstet einer der älteren Herren, der immer in der schlechtesten Laune sich befand, wenn er einigermafsen angetrunken war. „Sie wissen es doch selbst am besten, dafs es nicht wahr ist. Wenn noch

dieses junge Herrchen mit der Flöte dort etwas Ähnliches behaupten würde, hätte es schliefslich einen Sinn. Aber Sie, Sie! Aber ich bitte Sie!"

Ein mehr oder minder gedämpftes Lachen erscholl aus allen Ecken und Enden des Zimmers, und der junge Mann, der Musikant, der Taugenichts machte überhaupt keine Anstalten seine Heiterkeit zu verbergen, er lachte laut und blickte dabei unschuldig wie ein Kind um sich. Herr Pistorius hätte ihn umbringen mögen. Aber er unterdrückte seinen Unmut und aufgeregt rief er aus:

„Und was, wenn ich es Euch allen beweisen würde?"

„Beweisen Sie nur!" erwiderte ärgerlich der verdriefsliche Herr, den Frau Syndikus vergebens zu besänftigen suchte.

„Nun denn, ich wette, dafs ich in zwei Monaten verheiratet sein werde, dafs ich ein schönes, junges Mädchen, vielleicht sogar das schönste und jüngste in der ganzen Stadt, freien werde!"

„Gilt! Gilt!" erscholl es im Chor.

Jetzt erschrak Herr Pistorius. Was hat er denn da nur in seiner Gereiztheit gesprochen? Aber zum Widerruf war es zu spät.

„Also ich wette!" wiederholte er und wartete, wer sich von allen diesen seinen Gegnern zur Gegenwette anmelden wird.

Da sah aber ein Nachbar auf den andern und niemand antwortete. Siegreich sah sich Herr Blasius im ganzen Zimmer um.

„Aha, ihr weicht zurück?" sagte er stolz und lächelte beleidigend. Er war vom Weine

und der Einbildung berauscht. Er warf einen verächtlichen Blick auf eine Damengruppe, die sich in der Nähe des Herrn Florian niedergelassen hatte.

„Ihr wifst zu gut, dafs ihr verlieren würdet. Welches Mädchen sehnt sich denn nicht nach der Ehe? Und welches würde schliefslich meinem Gelde widerstehen, auch wenn ihm meine Person nicht gefiele!“

Das war denn doch zu viel, auch für die sonst stumpfe, geduldige Dubrovicer Gesellschaft. Es entstand ein ärgerlicher Lärm, die Väter und Mütter der anwesenden Mädchen ereiferten sich, alle waren aufgebracht. Und Herr Florian vor Unmut errötend, rief mit Donnerstimme: „Es ist schändlich, was Sie da sagten!“

„Warum wetten Sie also nicht?“ frug verächtlich Herr Pistorius.

„Ich wette!“ rief Florian ohne Bedenken aus.

„Gilt!“ erwiderte rasch Herr Pistorius. „Hier meine silberne Tabakdose. Ich werde sie mit Dukaten anfüllen und lege noch diesen kostbaren Rubinreifen dazu. Und Sie?“

Der Jüngling war in Verlegenheit und schwieg. Die Damen waren bis zu Tränen gerührt über sein Aussehen und bewegten ebenfalls aus Verlegenheit ihre Fächer. In der Stille und der durch die Bewegung der Fächer parfumierten Atmosphäre ertönte die Stimme Florians süfs und bebend, wie die Melodie eines ergreifenden Liedes (so behaupteten wenigsten später die Damen):

„Ich habe weder Dukaten noch Rubine —“

„Aber Sie haben ihre Flöte!“ lachte roh Herr Pistorius, ohne ihn zu Ende reden zu lassen. „Die wird vielleicht auch nicht so ganz ohne Wert sein?“

„Meine Flöte!“ rief der Jüngling aus und preſste sie erschrocken an sein Herz, als wollte er sie vor der Berührung des Grausamen schützen. Dann aber lächelte er gezwungen und sagte: „Meine Flöte! Nun denn, ja,“ und er wurde etwas bleich. Dann sprach er: „Allerdings, mein Herr, jedoch das Mädchen muſs jung, rein, uneigennützig und schön, so schön sein, daſs auch ich, Ihr Gegner, gezwungen sein werde, dies anzuerkennen.“

„Würde ich denn eine Andere heiraten?“ antwortete Herr Pistorius mit Selbstbewuſstsein. „Morgen lege ich meinen Einsatz in die Hände des Herrn Syndikus, tun Sie dasselbe.“

Das ist unmöglich,“ sagte der Jüngling. „Ich fahre nach Prag und werde auf meiner Flöte bei dem Konzert im Palaste des allerhöchsten Herrn Burggrafen spielen.“

„Das ist etwas Anderes,“ murmelte Herr Pistorius, sich etwas weniger herausfordernd gebärdend. Die Erwähnung vom Herrn Burggrafen imponierte ihm. „Fahren Sie also mit ihrer Flöte nach Prag,“ fügte er hinzu. „Zur Hochzeit werde ich Sie einladen, Sie werden bei meiner Tafel spielen und mir dann das Instrument, das Sie in der Wette verlieren werden, ausfolgen.“ Er verneigte sich leicht vor der Gesellschaft und ging.

„Meine Flöte!" seufzte still der junge Mann und etwas wie eine Träne drängte sich in sein Auge.

„Sie werden sie ja nicht verlieren," ertönte eine Stimme neben ihm.

Er blickte auf und sah vor sich das dikke, gutmütige Gesicht der Frau Rentmeister Bobeš.

„Meinen Sie?" frug er erregt, mit dankbarem Blick.

„Ich bin dessen sicher! Wer würde denn das Scheusal heiraten?" Und sie lachte bis ihre Augen feucht wurden. Dann setzte sie hinzu: „Warum haben Sie uns denn nicht besucht, wenn Sie wieder einmal nach so langer Zeit hier sind? Haben Sie an uns vergessen?"

„O, wie wäre das möglich?" rief der Jüngling. „Sie waren immer so gütig! Wie viel gutes Obst Sie mir armem Burschen zu schenken pflegten, wenn ich an ihrem Garten vorbei irrte, wie Adam vor dem verlorenen Paradiese! Und die lieben Kinder! Was macht denn Christinchen? Und was Dorchen?" Und ein Meer von Erinnerungen aus der Kindheit erwachte in seinem Gemüte.

„In einigen Wochen kehrt Sie vom Kloster zurück," antwortete Frau Rentmeister. „Die ist schon groſs! Wenn Sie wiederkommen, besuchen Sie uns sicher." Und nun stand sie auf und schickte sich zum Abgange an.

Die Gäste gingen auseinander, und am nächsten Tage, während Herr Florian Sloupenský nach Prag fuhr, um bei dem Konzerte des allerhöchsten Herrn Burggrafen auf seiner

Flöte zu spielen, sprach man in der ganzen Stadt Dubrovic von nichts anderem, als von seiner Wette mit dem Herrn Blasius Pistorius.

II.

Etwa vierzehn Tage waren verstrichen und man begann an den Auftritt, der sich im Hause des Herrn Syndikus abgespielt, langsam zu vergessen, nur hin und wieder sprach noch eine Gevatterin zur andern, wenn sie gerade nichts Neues wufste: „Wie wird es denn wohl mit der Wette ausfallen?“ und die andere antwortete: „Das würde ich gerne wissen,“ und dann sprachen sie von anderen Dingen. Doch Herr Blasius Pistorius vergafs nicht. Vor Allem handelte es sich ihm darum zu gewinnen und so liefsen ihn der Geiz und die Eigenliebe nicht zu Ruhe kommen; aber es war noch etwas anderes dabei. Seine Phantasie begann ihm ein junges, schönes Wesen zu zeichnen, er sah es in seinem grossen, düsteren, langweiligen Hause, einem belebenden Strahle gleich von Zimmer zu Zimmer irren, fühlte, wie sein erstarrtes Herz aufzutauen begann und freute sich darauf, wie ihn die ganze Welt um das junge Glück beneiden werde. Wenn in ihm solche Vorstellungen wach wurden, wenn ihn solche Ideale überkamen, mufste Herr Blasius aus seinem tiefen, bequemen Fauteuil sich erheben und im Zimmer auf und abgehen, denn er pflegte dann oft Schwindelanfälle zu haben.

Nun begann er tatsächltch darüber nachzu-
denken, bei welcher Türe er jetzt etwa an-
klopfen könnte. Der Herr Doktor hatte eine
Tochter — aber die war nicht hübsch, Herr
Notar hatte eine Schwester — die war aber
wieder nicht jung! Kaufmanns zischelte,
Bürgermeisters Rosalie war etwas dumm.
Jede hatte einen Fehler, an welche immer er
auch dachte, keine war würdig die Gebierterin
seines Hauses und seines Herzens zu werden.

Eine verarmte Edelfrau wohnte in der
Stadt, sie hatte einige schöne junge Töchter
und ihr Wappen ließ Herrn Pistorius einige
Nächte nicht schlafen. Er fand irgend einen
Vorwand und besuchte die Frau Baronin. Nach
einer Weile lenkte er das Gespräch so, daß
die Frau Baronin leicht erraten konnte, wo-
hin er ziele, ohne daß er es deutlich ausge-
sprochen hätte. Mit pochendem Herzen war-
tete er auf ihr erstes Wort. Aber dieses stellte
sich nicht ein! Die Frau Baronin erhob sich,
stumm maß sie ihn vom Scheitel bis zur Zehe,
brach in ein lautes Lachen aus und ging aus
dem Zimmer. Herr Blasius wußte nicht, wie
er aus dem Hause und zurück in die Apotheke
kam. Er war nahezu ganz krank davon;
fürchtete sich den nächsten Tag auf die Gasse
zu gehen, er glaubte, man würde mit den
Fingern auf ihn zeigen. Die Frau Baro-
nin war jedoch entweder zu stolz oder allzu
großmütig, um zu schweigen — dem Rufe
des Herrn Pistorius geschah also aus dieser
Veranlassung kein Eintrag. Er wurde aber
von diesem Tage an etwas schwermütig, es
schien ihm, daß es doch nur möglich sei, die

Wette am Ende zu verlieren. Er wurde jetzt wenig aufser dem Hause gesehen, wenn er nicht in der Apotheke sein mufste, safs er in seinem grofsen Garten hinter dem Hause. Der Herbst war ungewöhnlich warm und sonnig, und der Garten voll goldenen Zaubers. Er grenzte an den grofsen Park der Fürstin Antonia Eleonore von Loděnic. Er lag etwas tiefer als der Park und in seinem kleinen Teiche auf der Wiese, wo ab und zu noch manche Herbstblume blühte, spiegelte sich die schöne mit Ahornbäumen bepflanzte Terasse der Fürstin, deren goldene und rote Kronen sich jetzt auf dem hellblauen Himmel abzeichneten. Dahinter eröffnete sich eine Avenue hundertjähriger Linden und verlor sich, wie es in dem Wasserspiegel schien, in's Unendliche. Ich weifs nicht, wie weit Herr Blasius dieses reizende Bild auf der ruhigen Oberfläche des Teiches beobachtete und abschätzte, aber die Augen waren stets dorthin gerichtet, als er über seine erfolglosen Heiratsversuche nachdachte. Er konnte doch nicht annehmen, dafs ihm aus dem Wasser eine Braut erscheinen werde? Nun, sehet, und doch ist es geschehen.

Es war am Sonntag nach der Messe, er safs an dem Rande des Teiches und sah träge auf die Wasserfläche. Er bemerkte damals die Ahorne voller Sonnenstrahlen, auch die Avenue voller Schatten. Er mufste sich sagen, dafs es ein schöner Anblick sei. Plötzlich schien es ihm, dafs ein Engel emporflog von der Erde, die er im Wasser nicht sehen konnte, hinauf zu den Kronen, und dies rasch

wie ein Blitz, schoſs dann wieder hinunter und verschwand. Aber nach einem Augenblicke schwang er sich abermals in die Luft, goldene Strahlen wallten ihm ums Haupt, seine weiſse Gestalt leuchtete wie Schnee — und er verschwand, um im nächsten Augenblick wieder zu erscheinen! Herr Blasius belächelte seine Vision, welche ihn allerdings nur für eine Secunde überraschen konnte, er wuſste, was der Engel, sein Verschwinden und Wiedererscheinen zu bedeuten hatte: Es war dies ein schönes junges Mädchen, welches auf einer an Bäumen im Parke der Frau Fürstin angebrachten Schaukel saſs.

„Sollte denn die Frau Fürstin in Begleitung irgend welcher Gäste angelangt sein?“ frug er sich selbst, und sah forschend auf das im Rahmen der im Sonnenscheine goldig erglänzenden Ahorne in dem Wasser wiederspiegelnde Bild des Mädchens.

„Nein das ist weder eine Fürstin noch eine Gräfin,“ sagte er zu sich, indem er ihr nahezu ärmliches wollenes Kleid und weiſses Tuch ohne Spitzen, das leicht über die Brust gekreuzt war, beobachtete. „Wer aber ist es?“

„Ah,“ rief er in einer Weile. „Rentmeisters Dorchen!“

Er erinnerte sich, daſs ihm Judith, seine alte Haushälterin, vor einigen Tagen erzählt hatte, als sie ihn beim Tische bediente, daſs die Nichte der Frau Rentmeister aus Kuttenberg zurückgekehrt sei, wo sie einige Jahre im Kloster behufs Erziehung und Erlernung der deutschen Sprache zugebracht.

„Dorchen!“ wiederholte für sich Herr Blasius. Es konnte kein Zweifel obwalten. Der Obstgarten hinter dem Hause, wo der fürstliche Rentmeister wohnte, eingezwängt bis in die alten halbverfallenen städtischen Basteien, grenzte auf dem anderen Ende mit dem bloſs der Dienerschaft zugänglichen Parke. Mit Ausnahme des Herrn Rentmeisters und seiner Familie kam niemand dorthin, denn das Schloſs war jetzt bis auf den Pförtner und den alten Verwalter mit Frau vollständig leer.

„Dorchen!“ rief jetzt zum drittenmale Herr Blasius aus und eine blasse Röte überflog sein Antlitz.

„Wie denn, wenn ich“ .... sprach er leise für sich und verstummte, „Wie hübsch sie ist!“ fügte er nach einer Weile laut hinzu. Dann richtete er sich auf, ging rasch in's Haus und rief die alte Judith herbei. Sie kam ganz atemlos aus der Küche.

„Sogleich, geschätzter Herr, werden wir das Mittagessen fertig haben,“ versicherte sie mit besänftigender Stimme.

„Was denn das Mittagmahl!“ rief Herr Blasius aus, „darum handelt es sich jetzt nicht, Frau Judith. Bringen Sie mir meinen tabakfarbenen Atlasanzug, aber rasch!“

Die Haushälterin, obwohl verwundert, erwiderte mit keinem Worte und erfüllte im Augenblick den Wunsch ihres Herrn. Sie half ihm beim Anziehen, beim Kämmen und Parfümieren, und als endlich Herr Blasius in voller Gala vor dem Spiegel stand, von seiner Person bezaubert, sich mit einem verliebten

Blick betrachtete, teilte Judith seine Bewunderung in aufrichtiger Weise.

„Wie ein Äpfelchen," lispelte sie, als er aus dem Hause trat. Er schritt durch die Strafse, wie ein Pfau, der sich sonnt, und zielte geradeaus zu dem Hause des fürstlichen Rentmeisters, des Herrn Lukas Bobeš. Die Leute sahen ihm nach, waren geblendet von seiner Pracht und betäubt von dem Wohlgeruch, der sich wie das Ausatmen persischer Rosengärten hinter ihm verbreitete. Wer ihn sah, vermutete, dafs er entschlossen sei, etwas Grofses zu unternehmen. Die Frau Rentmeister erschrak nahezu, als sie ihn erblickte, so feierlich und ernst war sein Angesicht!

Gerade stand sie in der Küche und zankte mit dem Dienstmädchen, das angeblich das Zwetschkenmus in dem riesigen kupfernen Kessel nicht ausgiebig genug umrührte. Augenblicklich wich die Strenge ihres Gesichtes der gewohnten Gutmütigkeit. Sie bewillkommte den Herrn Pistorius und führte ihn in das Paradezimmer. Nach einem kleinen Stillschweigen, welches nach dem üblichen gegenseitigen Befragen über die Gesundheit entstand, sprach Herr Pistorius ruhig und feierlich:

„Liebe Frau Rentmeister, ich komme zu Ihnen, um die Hand Jungfer Dorchens anzuhalten."

Ungeachtet der Einfachheit dieser Worte mufste die Frau Rentmeisterin dreimal fragen, bevor sie begriff; sie sagte, sie hätte quasi einen Nebel im Kopfe und konnte nichts

anderes hervorbringen, als: „Aber es ist ja ein Kind, noch immer ein Kind!“

Herr Blasius weihte sie inzwischen, während sie immerwährend dasselbe wiederholte, ausführlich in seine Verhältnisse ein. Die Rentmeisterin öffnete Augen und Ohren, ja sogar ein wenig den Mund. Sie wuſste, wie jeder in der Stadt, der Herr Apotheker sei mehr denn reich, aber daſs er einen solchen Reichtum besäſse, hatte sie wahrlich nicht geahnt. Sie wischte sich mit einem Tuche die Stirne ab, als ob eine Ohnmacht sie anwandeln würde. Sie hatte sechs Kinder und eine groſse Sorge um dieselben. Dorchen, die Tochter ihrer seligen Schwester, eine arme Waise, war ihr siebentes Kind. Sie liebte es fast so wie ihre eigenen Kinder. Hatte sie es doch mit drei Jahren angenommen! Es war ihr an's Herz gewachsen.

Die Frau Rentmeister begann zu weinen. Herr Blasius war nahezu beleidigt. Er erhob sich.

„Ist Ihnen mein Antrag vielleicht nicht genehm?“ fragte er mit Schärfe.

„Wie können Sie sich nur so etwas denken!“ sagte rasch, aber ziemlich unbestimmt die Frau Rentmeister. „Aber — aber ...“

„Nun aber?“ rief Herr Blasius aus.

„Aber mein Mann ist nicht zu Hause,“ redete sich Frau Bobeš aus.

„Es versteht sich von selbst, daſs Sie mit ihm sprechen müssen,“ sagte Herr Blasius. „Ich weiſs zwar, daſs das geschehen wird, was Sie wünschen, aber nehmen wir an, Sie müſsten sich mit ihm beraten. Nun, stellen

Sie sich nicht so, die ganze Stadt weifs, wer bei Ihnen der Herr im Hause ist.“

Die Frau Rentmeister schwieg, es schmeichelte ihr und ärgerte sie zugleich. Der Herr Apotheker zog seine zwiebelförmige, mit Perlen besetzte emaillierte Uhr hervor und fügte hinzu: „Ich gebe dem Herrn Renntmeister und Ihnen volle sechs Stunden zum Überlegen. Das ist doch genug? Freilich ersuche ich auch, dafs Sie über die Sache mit niemanden ein Wort sprechen.

„Es sei, wie sie wünschen,“ erwiderte Frau Bobeš mit einer tiefen Verbeugung. Er verneigte sich ebenfalls sehr galant und ging.

Als sie sich allein im Zimmer befand, brach die arme Frau in neuerliches Weinen aus. „Sie ist erst vierzehn Jahre geworden,“ wehklagte sie, „und ihre Jugend und Freiheit sollen für solch einen Griesgram hingeopfert werden!“ Und es fiel ihr ein, wie sie denselben auf dem Balle des Herrn Syndikus ein Scheusal genannt und behauptet hatte, dafs ihn keine heiraten werde! „Und nun soll ich ihm Dora geben, unser goldenes Bildchen!“ sagte sie und schüttelte den Kopf. „Soll sie das Opfer seiner Wette werden? Und der reizende gute Florian soll zu alledem noch seine schöne Flöte einbüfsen!“ Sie machte eine verneinende Handbewegung. „Armes Dorchen ohne Vermögen“ — urplötzlich verstummte sie. „Freilich würde sie sich glänzend versorgen. Gott, wie glänzend! O du mein guter Gott! Solch ein Glück wird ihr ein nächstesmal nicht mehr begegnen. Welch eine Menge Geld. Ei, Ei!“

Sie schwieg, dann flüsterte sie: „Schliefslich ist er kein böser Mensch, er wäre ihr sicherlich ein zweiter Vater, es mufs ihm beim Anblick des Kindes doch das Herz aufgehen.“

Jetzt liefs sie ihrer Phantasie vollends die Zügel schiefsen. Sie sah Dora in dem grofsen herrschaftlichen Hause als unbeschränkte Gebieterin walten, sah, wie Herr Blasius, „ihr zweiter Vater,“ sie auf den Händen trägt, wie ihn der liebe Gott nach einigen Jahren ins Paradies ruft, und wie sich Dorchen abermals, und zwar diesmal nach Herzenswunsch vermählt. Jetzt lebt sie wie im Himmel, und mit freigebiger Hand vergilt sie ihrer Tante an den Kindern ihre ehemalige Sorgfalt um sie. Und die Frau Rentmeister rief laut aus: „Dank dir für alles, dank dir, unser goldenes Dorchen!“ Auch Florian vergafs sie endlich nicht: „Dem mufs Dorchen beim Hochzeitsschmause die verlorene Flöte zurückausbitten.“ So war also alles in Ordnung. Als nach einer Weile ihr Mann kam, sagte sie ihm einfach und bestimmt, dafs sie sich entschlossen habe, Dorchen zu verheiraten. Er sträubte sich zwar, als sie ihm den Namen des Bräutigams nannte, aber wie immer fügte er sich auch diesmal. Die Frau Rentmeister ging in die Küche zurück; sie erinnerte sich an das Zwetschkenmus; sie wird es bald auf die Kuchen für die ganze Stadt benötigen. Das soll doch ein Fest werden! Diesmal war sie damit, wie das Dienstmädchen das Mus umrührte, zufrieden, und jetzt, als auch diese Sorge abgetan war, besann sie sich endlich, dafs es auch nötig sei mit der Braut zu sprechen. Sie suchte Dorchen

im Obstgarten, und ihr aus dem Parke ertönendes Lachen, aus den Kronen der goldenen Ahorne, wohin sie mit der Schaukel flog, brachte die Frau Rentmeister auf die rechte Fährte. Als sie des Kindes ansichtig wurde, fühlte sie einen Stich im Herzen. Die beiden ältesten Mädchen der Frau Rentmeisterin, um zwei und drei Jahre jünger als Dorchen, schaukelten lustig ihr Bäschen, und Dorchens Lachen und Rufen: „Höher, Kinder, noch höher!" erklang süſs durch den Garten, wie der Gesang einer Drossel. Sie flog so sorglos durch die durchsichtige, krystallklare Herbstluft, frisch wie die Rosenblüte, und ihre Haare erglänzten in der Sonne goldiger als die schönen, aus den rauschenden Zweigen auf sie niederregnenden gelben Ahornblätter. Wieder war das Auge der Frau Bobeš umflort, aber nach einer Weile sprach sie leise vor sich hin: „Törichtes Ding, es ist doch nur zum Glücke des Kindes!" bezwang sich und trat näher.

„Weg da!" schrie sie ihre Töchterchen an, „Kristinchen, Paulinchen, die Kuchen sind gebacken, kommt essen!"

Schreiend eilten die Mädchen dem Hause zu und das nun verlassene Dorchen wiegte sich langsamer und langsamer in der Schaukel.

„Du Dorchen, warte," begann die Frau Bobeš ruhig, während dem die Bewegungen der Schaukel allmählich nachlieſsen. „Schaukelst du dich so den ganzen Tag?"

„Woher denn, Tante," erwiderte das Mädchen. „Wir schaukeln abwechselnd mit den Kindern, jedes immer nur ein Weilchen," und sie hielt sich mit beiden Händen an die

Stricke und grub die Spitzen ihrer kleinen Füſse in den Sand.

„Weiſst du, Dora, diese Spiele solltest du schon sein lassen, Du wirst ja bald fünfzehn Jahre alt. Heute morgens dachte ich daran, dir für die Sonntage in die Kirche ein Kleid mit Schleppe nähen zu lassen."

Dorchen schlug die Augen nieder. Schon die Spiele sein lassen!

„Tantchen," seufzte sie. „Heute früh war ich mit der Frau Verwalterin in den fürstlichen Zimmern. Weiſst du, was ich dort gesehen habe? Eine Puppe, mit welcher sich die Enkelin der Frau Fürstin spielt, wenn sie herzukommen pflegt. Denk' dir nur, sie hat Kleider aus schillernder Seide, und dreht mit den Augen, wenn sie gedrückt wird, und wirkliche Haare hat sie!"

Frau Bobeš tat, als hätte sie nichts gehört. „Das Kleid, welches ich dir nähen lassen will, wird vielleicht aus Seide sein, gefällt dir schillernde Farbe?"

Dorchen errötete vor Freude, lieſs die Stricke der Schaukel los. Sie vergaſs aufs Spielzeug.

„Wie?" rief sie. „Seide! Und mit Schleppe? Schickt sich denn das für mich?"

„Warum denn nicht?" sagte die Tante, indem sie redselig zu werden begann. „Du könntest ja schon verheiratet sein. Oft genug sind Mädchen in deinem Alter schon Bräute. Beispielsweise deine Groſsmutter, möge sie Gott leicht ruhen lassen. Die zählte noch nicht fünfzehn Jahre, als sie heiratete. Es fehlten ihr sechzehn Tage. Nun und siehst du, wie son-

derbar doch! Bei dir wiederholt sich der Fall, es ist bei dir genau so, wie bei der seligen Grofsmutter! Denk dir, Mädel, es meldet sich ein Bräutigam, der dich heimführen möchte. Und was für einer! Wie würden dich die Fräulein der ganzen Stadt beneiden! Seidene Kleider, ja auch samtene hättest du dann in Hülle und Fülle, kurz in allen Farben und Schmuck, na, so viel du nur wolltest!...“

Sie schwieg mit einemmale, sie empfand Gewissensbisse, dafs sie etwas Unrechtes begehe. Sie errötete und zitterte. Dorchen verfärbte sich auch, aber nur deshalb, weil sie sich an ihre Feindinnen aus dem Kloster erinnerte, die sie einstens ob ihrer Armut beleidigt hatten. Und nun müfsten sie sie beneiden! Sie mufste darüber lächeln, sonst war sie ruhig. Frau Bobeš beschwichtigte inzwischen ihr unruhiges Gewissen durch den Gedanken, dafs dies alles „zum Wohle des Kindes“ sei und indem sie ihr goldenes Haar streichelte, flüsterte sie: „Also, mein Liebling, willigst du ein?“

„Wenn du befiehlst, Tantchen,“ antwortete unbefangen und schlicht das Mädchen. Mit einemmale aber verfinsterte sich ein wenig ihre Miene.

„Tantchen, wenn ich eine Frau mit Schleppe und Fächer sein werde, da darf ich dann nicht mehr mit Puppen spielen?“

Federn, Samt, Spitzen büfsten in diesem Moment allen Glanz und jeden Wert in ihren Augen ein.

„Närrchen, warum solltest du nicht dürfen,

wenn es dich freuen würde," lachte die Tante, die ergriffen war.

Dorchen sprang vergnügt von der Schaukel hinunter und umarmte sie.

„Wie du also befiehlst, Tantchen."

An diesem Tage taugte das Mittagsmahl bei Rentmeisters, so zu sagen, nicht viel. Niemand aſs mit dem rechten Appetit mit Ausnahme der Kinder und des Dienstmädchens.

Zur festgesetzten Stunde erschien Herr Pistorius. Er konnte an dem Gesichte der Frau Bobeš ablesen, daſs alles in Ordnung war. Sie erzählte ihm ins Detail, was sie mit Dorchen gesprochen, und tat auch der Puppe Erwähnung. Es freute ihn, daſs seine Zukünftige von der Welt so unberührt, so schlicht sei, daſs sie für ihn wuchs wie die Rosenknospe im Garten. Dann führte sie Dorchen herein, sie war keineswegs in Verlegenheit, sprach wohl nicht, auſser wenn sie antworten muſste, aber sie lachte ununterbrochen. Der Bräutigam und das Heiraten überhaupt reizte sie so sehr zum Lachen! Als ihr aber Herr Blasius sagte, daſs er ihr noch heute Abend eine genau so schöne Puppe bestellen werde, wie diejenige im Schlosse, errötete sie vor Freude und dankte mit Innigkeit.

Herr Pistorius war wie im Himmel. Er bat, daſs inzwischen über seine Verlobung noch nicht gesprochen werde. Nach einigen Tagen kam die bestellte Puppe aus Prag, das Meisterwerk eines Nürnberger Spielzeugmachers: Sie bewegte nicht allein die Augen, sondern auch die Zunge, und gekleidet war sie in lauter Seide, Batist und Goldbrokat.

Von diesem Tage an war alles, wie besiegelt. Die Stadt erfuhr schliesslich alles, wie es abgemacht war, und später wurde der Tag der nahen Hochzeit festgesetzt. Die Dubrovicer staunten, gratulierten und erzählten sich allerlei Klatsch um die Wette.

III.

Florian Sloupenský lebte lustig und sorglos in Prag. In dem Konzerte beim Oberst-Burggrafen zeichnete er sich durch sein Spiel derart aus, dass ihn der Burggraf zu seinem Kammermusiker ernannte. Für Florian begann also eine vielversprechende Laufbahn. Ruhmeskränze winkten ihm aus der Ferne und die Gunst verschiedener hervorragender Persönlichkeiten wurde ihm täglich zuteil. Die Welt erstrahlte für ihn in einem rosigen Lichte. Die erste Unannehmlichkeit, welche ihn in dieser schönen Stimmung peinlich berührte, war die Dubrovicer Angelegenheit. Herr Pistorius lud ihn nämlich unverhofft zu seiner Hochzeit ein und brachte ihm seine verlorene Wette in Erinnerung. Bei dem Namen der Braut zuckte Herr Florian zusammen. War es möglich? Dorchen! Er kannte sie von der Schule her und auf dem Kirchenchor hatte sie als Kind mit ihm oft gesungen. Sie hatten sich sehr lieb, trieben im Obstgarten Ulk miteinander, pflückten Obst und er pflegte immer ihr Ritter zu sein. wenn sie von ungezogenen Kindern in der

Nähe des Städtchens irgend eine Unbill zu erdulden hatte. Einmal wurde er ihretwegen von einem Steinwurf an der Stirne verletzt, und er erinnerte sich wie heute noch daran, wie sie damals Tränen vergofs, als sie ihn bluten sah. Bei irgend einem Spiele versprach sie ihm einstens, dafs sie seine Frau werden wolle, bis sie herangewachsen sein werden. Das waren allerdings halbvergessene Erinnerungen aus der Kindheit, er hatte das herangewachsene Dorchen gar nicht gesehen und hätte nahezu an dasselbe vergessen. In der Gesellschaft beim Herrn Syndikus, wo er mit der Frau Bobeš zusammentraf, tauchte zum erstenmale ihr Bild lebhafter in seiner Erinnerung auf. Er freute sich an diesem Abend, dafs er Dorchen wieder zu Gesichte bekommen werde, freute sich, wie uns eine Erinnerung aus der zarten Jugend überhaupt so lieblich anzuwandeln pflegt. Nun als er in Erfahrung gebracht, dafs Dorchen die Braut dieses alten widerwärtigen Herrn Pistorius sei, empfand er nicht nur Mitleid mit dem Mägdlein, sondern auch eine gerechte Entrüstung. Er zählte ihr Alter an seinen Fingern ab und war über die Frau Rentmeister aufrichtig empört. „Nein, das würde ich niemals geglaubt haben, dafs sie das Kind verkaufen wird,“ und dann fügte er hiezu: „Armes Dorchen!“ Und er warf den Brief beiseite.

Doch jetzt lastete ein anderer Gedanke schwer auf ihm, ein Gedanke, welcher selbst die Erinnerung an das Opfer Herrn Pistorius' verscheuchte: Es war dies seine verlorene Wette!

Er sollte diesem Menschen seinen einzigen Schatz, dieses göttliche Instrument ausliefern. Nein, das war unmöglich! Bei der Nachricht von der Hochzeit hatte er sich vorgenommen, nach Dubrovic nicht zu reisen, aber jetzt sah er, daſs ihm nichts anderes übrig blieb, als hinzugehen, Er muſste doch mit dem Herrn Pistorius sprechen, muſste ihm erklären, daſs es ein bloſser Scherz mit der Wette gewesen, daſs er ihm die Flöte nicht auszufolgen gedenke. Er begriff, daſs Alles von der Stimmung abhing, in welcher er den Herrn Pistorius antreffen werde. Er hoffte zuversichtlich, daſs diese Laune eine rosige sein werde. Wie denn anders am Tage der Hochzeit! Er rechnete auch auf die alte Freundschaft mit Dorchen, welches sich seiner sicherlich erinnern, und ihren Bräutigam zu seinen Gunsten stimmen werde. „Armes Dorchen!“ fügte er mit einem Seufzer hinzu.

Er fuhr erst im letzten Augenblicke und langte in Dubrovic an, als sich schon alles anschickte in die Kirche zu gehen. Es gelüstete ihn nicht nach dem Anblick des Herrn Blasius. Er ging also nicht zu Rentmeisters, sondern suchte Bekannte auf. Die Stadt machte einen sonderbaren Eindruck auf ihn. Überall sprach man von der Heirat, überall witzelte man unbarmherzig und nicht eine einzige lebende Seele bemitleidete das arme Kind, welches sich so unbewuſst in den Abgrund des Unglücks stürzte! Armes, armes Dorchen! Die Leute waren ihm widerwärtig, die Einsamkeit zog ihn an. Er steckte seine Flöte in die Tasche und ging hinaus in die Umgebung der

Stadt. In den Feldern, wo hin und wieder die Lerche sang und der Wind so ruhig in den trockenen Bäumen und zwischen dem Schilf längs des Baches rauschte, fühlte er sich wohler. Er zog seine Flöte hervor und spielte, aber je weiter, desto trauriger erklangen seine Lieder. Gerechter Gott! Wer weiſs, ob er nicht das letztemal auf dem geliebten Instrument gespielt? Bis zu Tränen war er gerührt, als es ihm einfiel. Er steckte die Flöte ein und irrte umher, bis die Sonne hinter dem Walde unterging. In Gedanken vertieft suchte er dann den Weg zur Stadt zurück. Er war so aufgeregt! Besser die herbe Gewiſsheit als sich in trügerischer Hoffnung zu wiegen! Jetzt stand er nahezu schon bei den grauen, halbverfallenen Wällen der guten königlichen Stadt Dubrovic. Hinter den Basteien ragten die Bäume hervor und über denselben das fürstliche Schloſs. Er wuſste von früherher, daſs es hier irgendwo einen Durchlaſs gibt, durch welchen ein einigermaſsen schlanker Mensch in Rentmeisters Obstgarten gelangen konnte. Es war dies der kürzeste und angenehmste Weg; sollte er wieder in den Gassen die rohen unbarmherzigen Bemerkungen von dem alten Bräutigam und seiner jungen Braut anhören? Er ging längs der sich abbröckelnden Mauern, fand die Stelle, welche er gesucht, in einem Augenblick sah er sich in dem, zwischen bemooste Überreste zweier Türme und einen dieselben verbindenden Wall eingezwängten Obstgarten. Es war ihm wohl, jedoch etwas traurig an diesem Orte voller Erinnerungen aus der Kindheit. Langsam blickte er um sich.

Obwohl es den ganzen Herbst hindurch tagsüber ungewöhnlich warm war, hatten die Morgenfröste doch schon die Bäume versengt, und die von Regenschauern, welche heute Nachmittag über der Stadt niedergingen, angefeuchteten Kronen der alten Obstbäume leuchteten über dem schon dämmernden Garten. Die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne glitten über dem eingestürzten Gemäuer hinweg. Die Blätter der Pflaumenbäume glänzten wie altes Gold gelbbraun, die noch übriggebliebenen Pflaumen wiegten sich dazwischen wie Früchte aus dunklem Amethyst. Zwischen den zusammengeschrumpften Blättern der Apfelbäume lachten wieder Äpfel, wie rosige Kinderwangen, dufteten, und hin und wieder fiel einer ins Gras hinab. Der Garten hatte das Aussehen eines solchen, von welchen in Märchen erzählt wird, dafs dort an goldenen Bäumen Früchte aus Edelsteinen wachsen. So wundersam war es dort, und weit hinter dem Dickicht glänzten festlich die Fenster des schon erleuchteten Hauses, wo Dorchens Hochzeit gefeiert wurde! Dorchen! Es schien ihm, als sähe er sie jetzt zwischen den Bäumen umherirren wie in längst vergangenen Tagen, schön, gut, still. Sie gemahnte ihn damals immer an das im Paradiese wandelnde Christkindlein, welches für die guten Kinder Äpfel zur Weihnachtsbescherung pflückt. Armes Dorchen! Er mufste wieder seine Flöte hervorholen, diese verstand ihn am besten. Er wollte Dorchen Lebewohl sagen, ihr zu dem beginnenden Ehebund viel Glück wünschen. Er wollte nur so ganz leise, leise wie ein

Seufzer, leicht wie das Hauchen eines Lüftchens aufspielen. Aber sein Lied kam ihm, er wuſste nicht woher, aus den Lüſten, aus dem Nebel, sich an den Bäumen des wundersamen Obstgartens vorbeischleichend, und trug ihn zu einer gewissen Höhe empor. Es riſs ihn hin, erklang immer lauter, immer begeisterter, wie ein dem Felsen entspringender Quell, der je weiter, desto mehr anschwillt. Er hob den Blick — und staunte! Das Lied war unterbrochen... Was war das? Träumte oder wachte er? Einige Schritte seitwärts von ihm, wohin er sich zufälligerweise noch nicht umgesehen, saſs auf einem groſsen Obstbaum zwischen spärlichem Laub im Purpurschein des letzten Sonnenstrahles eine wunderholde Erscheinung, wie er sie vorher nie erblickt. Weiſs wie Schnee war sie in ein langes seidenes Gewand gekleidet, dessen himmelblaues Feld von dunklen Kornblumen und goldenen Ähren durchwirkt war. Brokatene Pantoffelchen umschlossen ihre zarten Füſse und ihr langer weiſser Schleier fiel ihr vom Kopfe und, am Zweige hängend, flatterte er im Ätherblau. Ihr braunes Haar schien goldgepudert, so schön leuchtete es und war mit Blumen durchflochten und hin und wieder funkelten darin Edelsteine der Nadeln, welche das weiche, reiche Haargelock schlicht um den Kopf gewunden hielten. Die Umriſse des Köpfchens und die Linien des weiſsen, schlanken Halses waren das Bezauberndste, was Florian jemals zu Gesichte bekam. Die zarteste Jugend blühte auf der Wange dieses holdseligen Geschöpfes und ihre Augen, schöner denn die in ihren

langen Ohrgehängen sich wiegenden Saphire, hatten einen so ruhigen, unschuldigen Ausdruck, wie die Blicke eines Rehes in ungestörter Einsamkeit. War es eine Jungfrau, war es ein Kind? Es schien wirklich, dafs sie dem Baume ruhig zugeflogen war, wie ein Täubchen, an welches die Bewegung des Kopfes und des Halses gemahnten. Florian stand wie versteinert da, wahrscheinlich war der Ausdruck seines Gesichtes etwas lächerlich in dieser ungeheueren Überraschung, denn von dem langen Zweige des Obstbaumes her erklang ein stilles, unschuldsvolles Kinderlachen, glockenhell, bezaubernd: „Die Engel selbst kennen keine schönere Musik als ein solches Kinderlachen!" sprach Florian leise zu sich. „Und sicherlich ist es auch Gott gefällig! Mufs doch dabei sein äonenaltes Herz sich verjüngen!" Und es war ihm so fröhlich zu Mute, so wonnevoll!

Inzwischen liefs sich die märchenhafte Erscheinung vom Baume herab vernehmen.

„Florian?" frug sie.

„Ah, das ist ja Dorchen selbst," wunderte sich Florian in lauter Weise. „Was suchst du hier?"

Mit einer lieblichen Gebärde nahm sie einen Apfel und grub in seine rötlichen Wangen ihre weifsen Zähne.

„Ich bin so hungrig," seufzte sie, „und doch konnte ich nicht essen, während du spieltest. Aber ein so trauriges Lied!"

„Du hast es gehört! Nun freilich, wenn du auf dem Baume gesessen bist! Aber um Gottes willen, warum weilst du nicht dort

unter denen, die deine Hochzeit feiern?“ Und es war ihm so bang, so traurig zu Mute bei diesem Worte. O, der Habicht — Pistorius! So ein Täubchen hielt er in seinen Krallen!

„Ich schämte mich zu essen!“ erwiderte Dorchen unbefangen. „Es sind dort so viele Fremde, welche mich immerwährend anblickten und lachten, ich weiſs gar nicht, weshalb. Endlich gelang es mir, ihnen zu entkommen. Kaum bin ich auf den Baum geklettert, kamst du, Florianchen. Ich erkannte dich gleich! Möchtest du nicht auch einen Apfel?“ Und sie warf einen schönen, gelb- und rotgesprenkelten Apfel ihm zu Füſsen ins Gras.

„Wärest du Eva,“ rief der junge Mann, „und würdest du mir den Apfel mit diesem strahlenden Lächeln reichen, ich wollte mit Freuden zehn Paradiese verlieren!“ Dorchen lachte, sie hatte ihn nicht verstanden.

„Iſs,“ nötigte sie ihn.

Er nahm den Apfel, aber Tränen füllten jäh sein Auge aus Mitleid mit diesem Kinde.

„Was fehlt dir?“ fragte sie beunruhigt.

„Es ist mir leid um Sie, Frau Dorchen,“ antwortete er mühsam.

„Sie! Frau!“ lachte sie und dann fügte sie hinzu: „Und warum sollte ich Ihnen leid tun, wer fügt mir denn etwas Böses oder Unangenehmes zu?“

„Man treibt das Schlimmste mit Ihnen!“ rief er leidenschaftlich, „und Sie, Unselige, erfassen es nicht! Sie wurden verkauft! Aber Sie wissen bisher noch nicht, was die Liebe sei, und darum wissen Sie auch nicht, welch’

ein Unrecht Ihnen in diesem Augenblicke geschieht."

Dorchen sah ihn erbeben, erbleichen und wurde auch plötzlich ernst. Sie wufste ihm nicht zu antworten und sagte nach einer Weile: „Liebe! Und Sie wissen, was das ist?"

„In diesem Augenblicke weifs ich es bestimmter als je zuvor," flüsterte der Jüngling. „Es ist dies ein Rausch, eine Begeisterung, ein Donnerschlag."

Dorchen genügte diese Erklärung nicht, sie schüttelte das Köpfchen.

„O du mein Gott, was spreche ich da!" sagte der Jüngling sich an die Stirne greifend. „Ich vergesse, dafs ich zu der Frau eines Andern spreche! Das Weib eines Andern! O du unglückliches, verkauftes, ahnungsloses Kind!" Und er brach in Tränen aus. Da konnte sich Dorchen nicht länger halten und weinte mit ihm. Eigentlich wufste sie nicht recht warum. Aber seine Stimme ging ihr zu Herzen und sein Anblick ergriff sie mächtig.

„Nur die Liebe kann ein Herz mit dem andern verbinden," schwärmte der Jüngling. „Wo diese fehlt, ist die Ehe ein Greuel! Und zwischen Ihnen und dem Greis kann doch keine Spur von Liebe sein!"

Dorchen erschrak, sie begann unbestimmt etwas zu ahnen, es wurde ihr unaussprechlich bange. Wurde doch schon in Märchen von ähnlichen Sachen erzählt, von einer dem Ungetüm angetrauten Prinzessin! Dort aber stellte sich zur rechten Zeit immer der Ritter ein, das Opfer zu erlösen. Das war ein Trost. Während sie so sann, griff Florian in Ver-

zweiflung nach seinem Herzen, und berührte dabei die Flöte in seinem Rock. Er zog sie hervor, denn er wollte nicht mehr von seiner Liebe sprechen, von jener Liebe, welche so plötzlich in diesem düsteren Garten erstand, oder vielleicht aus dem Schlummer alter Erinnerungen geweckt, einem Sternlein, das aus der Wolke hervorblitzt, glich. Er wollte Dorchen Lebewohl sagen, für ihn war sie tot. In demselben Augenblicke, wo er sie gefunden, mufste er entsagen. Ohne sie mufste er weiter durchs Leben gehen. Er wufste nicht, durch welche Eingebung, aber von seiner Flöte löste sich jene schlichte, pathetische Melodie aus Glucks „Orpheus", welche unlängst als Neuheit Prag bezauberte, entflammte, begeisterte und Florian in Ekstase brachte, die Melodie, wo Orpheus von der toten Geliebten Abschied nimmt, welche der unerbittliche Hades wieder verschlingt. „Che farò senza Euridice..." Süfs, süfs, ergreifend, zu Tode traurig stiegen die Töne in der Abendluft auf, und das arme Dorchen lauschte ganz bleich und erschüttert und neigte sich zu ihm hinunter vom Baume, und er kam näher, wie auf den Wogen seines Liedes, und schien so ganz anders als die übrigen Leute auf der Welt. Mit einemmale brach der Zweig und Dorchen fiel in seine Arme, welche er noch zur rechten Zeit ihr entgegengebreitet hatte. Sie fiel ihm gerade an's Herz und mochte vor Schreck aufgeschrieen haben, hätte er ihre Lippen nicht mit einem Kusse geschlossen. Da erglühte sie wie eine Rose vor Scham. Durch den Kufs des Eros wurde Psyche geweckt, in diesem

Augenblicke war sie kein Kind mehr. Sie richtete sich auf und er liefs sie los.

„Lebewohl, meine goldene Perle,“ flüsterte er. „O mein Herz, wie bist du krank, ach so krank! Nie mehr wirst du gesunden.“

„Lebewohl!“ flüsterte sie ebenfalls und wandte sich ab.

In diesem Augenblicke erschollen Stimmen in der Nähe, und der Obstgarten war plötzlich durch Laternen erhellt.

„Endlich fanden wir die Braut,“ rief man von allen Seiten lachend.

„Und endlich fand sich auch unser Musikus ein!“ rief der erboste Bräutigam. „Seine Flöte führte uns auf die rechte Spur. Nun, junger Mann, was sagen sie zu unserer Braut? Ist sie wohl schön genug, was? Und auch jung genug, wie?“

Er wollte sie küssen. Das arme Kind rettete sich zu der Frau Rentmeister, welche sich unter den Anwesenden befand. Die Gäste lachten, Dorchen verbarg ihr flammendes Gesicht an der Brust ihrer Tante und Herr Pistorius ärgerte sich.

Sein Ärger kehrte sich gegen Florian.

„Folgen Sie die Flöte aus, die ich gewonnen habe,“ sagte er in rauhem Ton. „Es ist nicht nötig, dafs Sie darauf in der Dämmerung meiner Frau vorspielen. Sie konnten doch unter uns kommen, ich habe Sie ja mit einer Einladung beehrt.“

„Meine Flöte?“ rief ängstlich der Jüngling. „Sie verlangen sie im Ernst?“

„Wissen Sie nicht, wie viel das Wort eines Mannes gilt?“ frug Herr Pistorius verächtlich.

„Nun denn, hier ist sie," sagte der Jüngling und reichte ihm das kostbare Instrument. Mit tränenerstickter Stimme fügte er, einen Blick auf Dorchen werfend, hinzu: „Sie nahmen mir Alles, Alles, was mir am Teuersten auf der Welt war!"

Herr Pistorius blickte finster auf Florian und Dorchen. Ein Blitz des Hafses zuckte aus seinen Augen, als er sah, dafs Dorchens tränenerfüllte Augen mitleidig auf den Jüngling geheftet waren.

„Gehen wir," sprach er mit heiserer Stimme und fafste seine Frau nicht besonders zart bei der Hand.

„Nein, bleiben sie!" rief Dorchen aus. „Ich will nicht, dafs Sie ihm die Flöte nehmen."

„Und warum?"

„Ich will nicht, es schmerzt mich!"

„Und mich freut es!"

„Ich bitte Sie, tun Sie es mir zu Gefallen!" bat Dorchen ganz verweint und alle riefen: „Erhören Sie doch die erste Bitte ihrer Frau!"

Aber Herr Pistorius ward darob noch mehr gereizt, und als Florian Dorchen bat: „Erniedrigen Sie sich nicht meinetwegen!" erreichte sein Grimm seinen Gipfelpunkt.

„Dafs dem doch einmal ein Ende wird!" zischte er und schlug mit der Flöte gegen einen Baumstamm mit solcher Wucht, dafs sie in Splitter ging.

Dorchen und Florian schrieen gleichzeitig auf, ihr Aufschrei war herzbrechend und indem sie einander gegenseitig hörten, erschrak einer vor dem andern.

*

Ihre Augen begegneten sich! Beide erbebten und senkten die Blicke. Herr Pistorius aber fluchte laut. Ein Splitter der verdammten Flöte hatte seine Hand dermafsen verwundet, dafs sich das Blut aus derselben wie ein Strom ergofs. Er verband sie mit einem Batisttuche und rief zornig: „Gehen wir nach Hause!“

Florian verschwand und Dorchen hielt sich krampfhaft an ihre Tante. Sie traten in den Saal, wo noch eine Weile getrunken und gesungen wurde, während sich Herr Pistorius die wunde Hand in frischem Wasser wusch. Die Frau Rentmeisterin benützte diesen Augenblick und klärte die Braut über ihre neuen Pflichten auf. Nun wollte der junge Ehemann endlich seine Frau heimführen. Aber Dorchen wollte davon gar nicht hören und als die Frau Rentmeisterin sie streng ermahnte, sah sie zu ihr mit vorwurfsvollen Blicken auf, und indem sie sich entsann, was ihr Florian gesagt, schluchzte sie leise: „Ihr habt mich verkauft!“

Alle waren wie gelähmt, niemand rührte mit der Hand und zuckte mit der Wimper, aber die Tante fafste sich beim Kopfe und rief aus: „Was habe ich da getan, was habe ich getan!“

Dorchen tat sie leid. „Ich werde also gehen,“ sagte sie und lief so rasch aus dem Hause, dafs Herr Pistorius ihr nur mit Mühe folgen konnte. Die alte Haushälterin bewillkommte sie im Hausflur, wohin sie aus der Küche gelaufen kam, indem sie den Schlaf von sich abschüttelte.

„Führen sie mich!“ befahl die junge Frau in aufgeregtem Tone. Kaum dafs ihr die alte Person auf der Stiege folgen konnte.

„Was ist das für ein Zimmer?“ frug Dorchen auf dem Gange bei der ersten Tür stehen bleibend.

„Das ist mein Kämmerlein, geschätzte Frau,“ antwortete Judith und machte die Türe mit selbstbewufstem Lächeln auf, damit die Frau die Reinlichkeit und Ordnung, die dort herrschte, bewundern könne. Dorchen nahm ihr den Messingleuchter aus der Hand und trat ein. In diesem Augenblicke holte sie Herr Pistorius ein. Er stand an der Schwelle neben Judith. Dorchen schlug die Tür zu und schob die Riegel vor. Das war die Antwort auf die Erklärungen der Frau Rentmeisterin.

„Was soll das, was soll das?“ riefen Herr und Haushälterin zugleich.

„Gute Nacht,“ antwortete Dorchen. „Ich bleibe hier.“

Alles Pochen und Rufen blieb vergeblich. Weder die Tür, noch Dorchen gaben nach und die alte Judith, wie der alte Bräutigam liefsen endlich ab.

Judith schlief in der Gesindestube und Herr Pistorius allein in dem grofsen, festlich geschmückten Brautgemach.

Am nächsten Tage sprach davon die ganze Stadt und das Gelächter wollte kein Ende nehmen.

IV.

Frau Bobeš mufste sich ins Mittel legen, um die neue und vom ersten Augenblicke an so zerfahrene Häuslichkeit wenigstens soweit ins Gleichgewicht zu bringen, um nicht Unwillen aufkommen zu lassen und den Leuten den Grund zu übler Nachrede und boshaftem Lachen zu benehmen. Herr Pistorius bat sie selbst inständig darum, ja er fiel sogar vor ihr auf die Knie und zitterte vor Unbehagen und Aufregung. Die von der zersplitterten Flöte verletzte Hand verursachte ihm grofse Schmerzen. Zugleich aber bildete sein Unwohlsein einen passenden Vorwand zu Hause zu bleiben, und er mufste, wie man zu sagen pflegt, nicht seinen Kopf unter die Leute stecken.

Die alte Haushälterin Judith half der Frau Rentmeisterin ausgiebig bei den Verhandlungen mit der jungen, erstaunlich starrköpfigen Frau. Es gelang ihnen endlich einen gewissen Waffenstillstand herbeizuführen.

Dorchen willigte ein täglich mit Herrn Pistorius spazieren zu gehen, seinen Wünschen gemäfs mannigfachen Putz anzulegen, liebenswürdig zu sein, sich nach den Anleitungen der Judith um seinen Haushalt zu kümmern, mit ihm an einem Tische zu speisen, mit den Leuten über ihn in Ehrfurcht und Liebe zu sprechen. Dafür mufsten sie sich ihr gegenüber verbürgen, dafs Herr Pistorius nicht mehr zudringlich sein werde, wie er sich am ersten

Tage gezeigt, als sie schliefslich aus dem Kämmerchen Judithens heraustrat. Dann suchte sie sich ein genügend geräumiges Mansardenstübchen aus, zu welchem einige breite Steinstufen aus dem Gange führten. Dasselbe hatte eine eichene, beschlagene Tür und die Riegel waren wie bei einem Gefängnis, jedoch innen angebracht. Das Zimmer war blofs weifs getüncht, hatte aber eine hübsche Zimmerdecke, auch waren nicht viele Möbel da. Es stand dort ein Betschemel, dessen Tür mit den in Bein und färbigem Holze schön eingelegten Abbildungen des heil. Johannes und des heil. Wenzel geschmückt war. Darüber hing eine altertümliche schwarze Mutter Gottes auf goldenem Hintergrunde, in der Ecke stand eine kleine, reizende Wiege, welche durch Einlegearbeit geziert in naiver Ausführung einen zwischen Tulpen sitzenden Vogel, eine Sonne mit lächelndem Menschenantlitz und Sterne darstellte.

Dorchen stellte die Wiege zu dem grofsen blau-weifsen meifsner Ofen und legte ihre schöne Puppe mit den beweglichen Glasaugen hinein. Neben der Tür stand eine alte bemalte Truhe, in welche die junge Frau ihre Kleider und Wäsche legte. Dorthin brachte man ihr noch ein Tischchen, einen Sessel und ein kleines Bett mit weifsen Vorhängen. Über der Truhe hing ein Spiegel und dieser freute Dorchen sehr. Er war so klar, ein Vergnügen hineinzusehen, der Rahmen, welcher aus geschliffenem Glase bestand, bildete oben einen kleinen Bogen, in welchem sich das allerliebste Bildchen eines mit rosa Bändern geschmückten,

jungen Schäfers befand, der auf goldener Flöte spielte! Dieser brachte ihr Florian in Erinnerung und sie war so bewegt, indem sie ihn zum erstemale erspähte, dafs ihr ganz heifs davon wurde. Sie mufste das Fenster öffnen und den Kopf in die frische Luft hinausbeugen. Ah, welch' schöne Aussicht bot sich hier! Die Bäume des fürstlichen Parkes winkten freundschaftlich; man konnte weit in die Felder hinaus und bis zu den Wäldern sehen. Die ganze ausgedehnte Landschaft war durch den silbernen Schleier göttlichen Regens verhüllt, der in den Bäumen rauschte und auf das Dach der Mansarde trommelte. Dorchen mufste sich's eingestehen, dafs sie in dem Hause ihres Gemals ein gemütliches, liebes Nestchen gefunden hatte. Sie war derart versöhnlich und weich, dafs sich die Frau Bobeš den schönsten Hoffnungen hingab.

Die Tage schwanden ruhig dahin, eintönig und genügend rasch. Dorchen hatte eine Freude an der Wirtschaft unter Anleitung der alten Judith, welche sie bald liebgewonnen hatte, und welche sie sogar auch unterhielt. Sie war eine Mährerin, und öfters mufste Dorchen kindlich über ihre Aussprache lachen, welche sie ungeachtet der vielen, in Böhmen verbrachten Jahre nicht vollständig abzulegen vermocht hatte. Hingegen freuten aber ihre Märchen und Lieder Dorchen sehr, sie hatten ein so besonderes Kolorit, sie waren für Dorchen etwas so ganz Neues, und Judith verstand es, sie so schön zu erzählen und zu singen. Die gewöhnliche Stunde dieser Unterhaltungen war der Abend, als Herr Pistorius,

der mit seiner Hand immer noch kränkelte, frühzeitig zu Bette ging. Im Dämmerschein der Küche, wo das Feuer auf dem Herde eben zur Neige ging, wo eine Menge Kupfer- und Zinngeschirr auf den Gesimsen aufgestellt und an den Wänden gehängt nahezu geheimnisvoll glänzte, wo Judithens Spinnrad gemütlich schnurrte, war es so traulich, so heimlich, insbesondere, wenn der Wind im Kamin wehklagte und der Regen an die Fenster trommelte. Da pflegten Dorchens Gedanken süſs und unbestimmt herumzuschweifen, und aus dem verschwommenen Nebel dieser unbestimmten Vorstellungen tauchte zuweilen die schöne Gestalt des jungen Musikers auf und sonnte sich in Dorchens Lächeln, ihre Seele durchzog dann jenes ergreifende Lied, welches er beim Abschiede in dem alten Obstgarten angestimmt hatte. O, wo er wohl weilen mochte? Ob er ihrer noch gedachte? Ihr Herz flüsterte, es sei dem so. Gleich an dem Tage nach ihrer Hochzeit war er abgereist. Wird er jemals wieder nach Dubrovic zurückkehren? Wie sie bei dieser Frage seufzte! so daſs Judith zu fragen pflegte, was ihr fehle, aber anstatt zu antworten bat sie dann um irgend ein neues Lied, und erregt, ergriffen, pflegte sie schlieſslich ihr Lager aufzusuchen. Bevor sie sich niederlegte, deckte sie ihre schöne Puppe in der Wiege beim Ofen zu, damit ihr nicht kalt sei, und herzte und küſste sie. Sie muſste jemand zart lieben, ach, und sie hatte niemand als die Puppe mit den Glasaugen. Nachher betete sie vor der schwarzen Mutter Gottes, und schlief ungeachtet all der

Qualen und Seufzer, mit dem Wiederhall des süſsen Liedes Florians in der Seele, ganz ruhig ein. Sie war immer noch ein Kind! Eines Tages war sie jedoch zu Tode erschreckt und aus ihrer träumerischen Ruhe aufgescheucht. Ein entfernter Anverwandter des Herrn Pistorius fuhr durch Dubrovic und brachte den Abend bei den Neuvermählten zu. Dorchen reizte es so zum Lachen, wenn sie der Herr als „Frau Tante“ anredete! Sonst unterhielt sie sich mit ihm recht gut. Man sprach von Musik, und der Prager Gast, ein leidenschaftlicher Verehrer des Gesanges, begann von der gerade in Prag weilenden italienischen Operngesellschaft zu erzählen. Der Gipfel von Allem, was er bisher gehört hatte, war Glucks „Orpheus“. Er schilderte Dorchen eine Szene aus dem hervorragenden Werke, und das Mädchen, das bisher überhaupt nicht geahnt, daſs es einen Gluck und Opern gebe, war entzückt, hingerissen. Die Sage vom Orpheus, für sie ganz neu, ergötzte sie, so wie die Märchen Judithens, ja mehr, und als der Prager Gast erklärte, wie Orpheus seine aus der Unterwelt kaum gerettete Euridike zum zweitemale und für immer verlor und verzweifelt dann zum Tode Zuflucht nimmt, stockte ihr Blut. Und jetzt fing der Prager Gast an das Lied zu singen, welches Glucks Orpheus vor dem beabsichtigten Selbstmord singt. Die Art, wie er diese pathetische Melodie abtönte, war vielleicht nicht einwandfrei, aber sie lieſs Gemüt und Begeisterung nicht vermissen. Ein Wunder, daſs Dorchen zu Tode erblaſst nicht aufschrie: sie erkannte

augenblicklich, daſs dies dasselbe Lied war, welches ihr Florian im Obstgarten, wie zum ewigen Abschiede, vorgespielt hatte! Wollte er denn damit nicht vielleicht sagen, daſs auch er einen Selbstmord begehen werde? War er deshalb so bleich? Leuchteten darum seine Augen so wild? Und sie hatte es nicht geahnt, begriffen! Dorchens Haare sträubten sich. Sie hörte nicht mehr, was rings um sie gesprochen wurde. Nach einer Weile ging sie aus dem Zimmer, wuſste nicht wohin. Es fröstelte sie.

„Deshalb verschwand er ohne Spur, deshalb ist nichts von ihm zu hören!“ lispelte sie und kauerte in der Küche, wohin sie eingetreten war, ohne sich dessen bewuſst geworden zu sein. Judith spann dort und sang für sich und bemerkte sie nicht. Es war dies eine traurige, schlichte Melodie, welche Dorchen bisher nicht gekannt. Unwillkürlich lauschte sie:

Aus der Mühl' bei Göding kam die Trauerkunde,
daſs ein Bursch' ertrunken dort im tiefen Grunde.

„Judith! Hör auf!“ brachte Dorchen mit Anstrengung hervor und ihre Zähne klapperten. Sang denn heute jeder nur von gewaltsamer Todesart? Judith hörte nicht und sang weiter:

Seinem Liebchen rief er
zu, schon nah' dem Sinken:
„Reiche mir Dein Händchen,
laſs mich nicht ertrinken!“

Dorchen rang die Hände. Hinter ihrem Kopfe heulte der Sturmwind im Kamin, brauste, wie das tiefe, schäumende Wasser,

in welchem der Bursche ertrank, und in dieses hohle Getöse mengte sich trüb das schlichte Lied Judithens:

> Sie streckt hin das Händchen
> und schluchzt auf im Bangen:
> „Warum bist Du Sonntags
> baden nur gegangen?"
>
> „Bin ja nicht zum Baden,
> blofs zur Schwemm' geritten,
> 's war wohl Gottes Fügung,
> dafs ich ausgeglitten.
>
> Gott wollt' mich wohl strafen,
> jetzt bereu' ich's spät,
> weil ich, armes Mädchen,
> Deine Lieb' verschmäht."

„Nein, nicht meinetwegen, o ich kann nicht dafür!" schluchzte Dorchen. „Ich wufste nicht, und er glaubt am Ende, dafs ich ihn nicht beachtete! Hätte an seiner statt der liebe Gott doch mich hinabgeschleudert!"

So war die Arme von Herzeleid ganz verwirrt.

Judith hörte auf zu spinnen und erschreckt erhob sie sich, sie verstand wohl nicht, sah aber der Herrin bittere Zähren.

„Was ist ihnen denn, geschätzte Frau, goldenes Herzchen?"

Dorchen konnte nichts anderes hervorbringen als: „Ach Judith, Judith."

Die alte Dienerin führte sie in das Kämmerchen, entkleidete sie, brachte sie zu Bette, wo sich Dorchen einigermafsen beruhigte. Dann ging Judith dem Herren melden, dafs die Frau ein wenig unpäfslich geworden sei, und dafs sie schon schlafe.

Dorchen schlief aber nicht, sie stand auf, kniete vor dem Bilde der Jungfrau Maria. Sie betete inbrünstig für ihn, und dann schluchzte sie: „Ach jetzt weiſs ich, was er da mit der Liebe sagen wollte! Was die Verbindung einer Seele mit der andern bedeute! O mein Teuerer, mein Teuerer!“

Und schwer schlief sie endlich ein, abgeweint und erschöpft.

Judith pochte an ihre Türe erst, als die Sonne schon längst in ihre Kammer geschienen hatte.

„Ich habe Sorge um Sie,“ sagte sie vor der Türe. „Sind Sie gesund? Es ist schon spät und die Frau Rentmeister kam zu Besuch.“

Dorchen wusch sich rasch, warf die Kleider um und eilte ins Paradezimmer, wo die Tante mit dem Herrn Pistorius saſs, Sie brachte eine groſse Neuigkeit: Die Frau Fürstin war in Prag! Einige Jahre hindurch hatte sie den Winter bei ihrer in Rom verheirateten Tochter zugebracht, aber jetzt wurde sie von einem Heimweh befallen, sie wollte wieder einmal den düsteren rauschenden Wald erblicken, wieder einmal im Schlitten fahren. Sie bestimmte also, daſs sie unmittelbar nach dem Weihnachtsabend das Dubrovicer Schloſs beziehen werde und am Sylvesterabend sollte daselbst ein groſser Ball für die gesamte fürstliche Beamtenschaft abgehalten werden. Als sie erfuhr, Dorchen hätte sich vermählt, lud sie auch diese mit ihrem Manne ein. Das Alles erzählte die Frau Rentmeisterin eifrig, und wiederholte es, als nach einer Weile der

Prager Gast des Herrn Pistorius das Zimmer betrat.

Dorchen hörte zerstreut zu und wurde erst aufmerksam, als sich die Frau Tante erhob und im Abgehen sprach:

„Sind das Neuigkeiten, Dora, nicht wahr? Und noch eine! Der junge Sloupenský fand eine glänzende Anstellung durch Hinzutun der Frau Fürstin, er fährt im Frühjahr nach Rom zu irgend einem Kardinal, einem Musikenthusiasten, als Direktor der Privatkapelle desselben.“

„Lebt er! Hat er sich nicht ertränkt?“ rief Dorchen mit zitternder Stimme freudig aus.

„Was schwatzest du da, Kind?“ frug die Tante verwundert.

„Ach, freilich ich hatte bloſs einen bösen Traum von ihm,“ brachte Dorchen stockend hervor.

„Es ist überhaupt nicht nötig, daſs du von ihm träumst,“ hub Herr Pistorius ärgerlich an. Die Tante lachte, und der Prager Gast sagte, daſs niemand für seine Träume verantwortlich sei.

Jetzt war aber Dorchen fröhlicher Laune, begann mit dem Gaste ein Gespräch und frug ihn, wie die Handlung in der schönen Oper „Orpheus“ endigt, sie wäre gestern so unwohl gewesen, daſs sie den Schluſs seiner Erzählung überhaupt nicht gehört hätte. Als sie nun erfuhr, daſs der Gott der Liebe selbst alles wieder ins richtige Geleise bringt, daſs sich Orpheus nicht umbringt, daſs er endlich seine Euridike lebend lieben dürfe, war sie hocherfreut.

„Wenn nur alles so schön und glücklich endet!“ seufzte sie und eilte in die Küche, um Judithen und dem Dienstmädchen behilflich zu sein. Es fand nämlich bei ihnen ein Festmahl zu Ehren des abreisenden Gastes statt.

V.

Bis Weihnachten fehlten nur noch einige Tage, auf dem Schlofse gab es viel zu tun, in der Stadt wurde es lebhaft, ebenso in dem Haushalte des Herrn Pistorius. Er wollte in vollem Glanze seiner Würde auf dem Balle der Frau Fürstin erscheinen, und wünschte, dafs seine junge Frau rings um sich alles in den Schatten stelle. Das Haus war voller Näherinnen, die Schneider und Schuster reichten einander die Hände. Herr Pistorius und die Frau Rentmeisterin hatten den Kopf voller Sorgen, sie mufsten sowohl für sich als auch für Dorchen sinnen, sie selbst hatte keine Erfahrungen, wufste nicht wie sich zu kleiden, wufste nicht, was schicklich sei, was getragen wird und was nicht. Herr Pistorius freute sich sehr auf den Ball, aber seine Freude trübten zwei Übel: fürs erste litt er Qualen mit seiner Hand. Er hatte anfänglich nicht gleich einen Arzt zu Rate gezogen, lange legte er selbst verschiedene Pflaster auf die Wunde, welche jedoch nicht verheilen wollte. Als er sich endlich mit dem Doktor beraten mufste, sagte ihm dieser, er hätte die Sache durch unsinnige Anwendung unrich-

tiger Arzneien wesentlich verschlimmert und begann ihn nun nach den Vorschriften der Heilkunde zu behandeln. Aber die Hand heilte nicht, sie verursachte je weiter desto mehr Schmerzen.

„Nach dem Balle werde ich nach Prag fahren und irgend einen berühmten Arzt aufsuchen," sagte Herr Pistorius und litt weiter.

Das zweite Übel war fast noch ärger.

Den Tag nach dem ersten Weihnachtsfeiertag safs er mit seiner Frau ruhig beim Abendessen und erzählte ihr gerade, die Frau Fürstin wäre mit zahlreicher Dienerschaft und in Gesellschaft einiger vornehmer Personen angekommen — da wurde Dorchen plötzlich bestürzt, verfärbte sich, und ein Freudenstrahl durchzuckte ihre Augen. Darob verwundert wollte er sie befragen, was ihr eine solche Wonne bereite, aber die Frage war nicht nötig. Durch die festverschlossenen Fenster drangen Flötentöne ruhig und süfs ins Zimmer, es war dies das Lied des Orpheus. Herr Pistorius begriff augenblicklich, wer das wohl spielen mochte.

„Ist er schon wieder da, der verdammte Musikant!" sagte er ärgerlich und schob den Teller weg, er hatte keinen Hunger mehr.

Dorchen ging in ihr Zimmer, und träumte und träumte, es schien ihr, sie höre ununterbrochen das schöne Lied, auch als es schon längst verklungen war.

Von diesem Tage ab hielt sie Herr Pistorius im Hause wie in einem Gefängnisse. Er fand keine Ruhe. Aber was war denn alles Absperren nütz! Abend für Abend, als Dorchen

in ihre Kammer trat und die Lampe anzündete, erklang das ergreifende Lied wie auf ein gegebenes Zeichen und wiegte sie in Traum. Herr Pistorius wütete, aber es war keine Hilfe. Den Tönen konnte er das Haus nicht verschliefsen und den Gedanken und Träumen Dorchens konnte er keine Zügel anlegen. Er fieberte sogar davon.

„Beachten sie es nicht," ermunterte ihn die Frau Rentmeisterin. „Sie wissen doch, es wird nicht lange dauern, ich weifs aus sicherer Quelle, dafs Florian nach dem Balle nach Prag abreisen wird. Er kam nur auf die Einladung der Frau Fürstin hin, welche ihn bei dem Oberstburggrafen gehört und zum Konzerte hierher eingeladen hatte."

Er liefs sich also besänftigen, zählte aber die Stunden, welche bis zur Abfahrt dieses Musikanten noch verstreichen sollten: Wäre es doch nur schon nach dem Balle!

Endlich rückte dieser Ehrentag von Dubrovic heran. Herr Pistorius vergafs ganz an seinen Ärger, ja sogar auch an seine Handschmerzen, als Dorchen aufgeputzt, wie eine grofse Dame in seinem Zimmer erschien, um in seiner Begleitung zum Schlofse zu fahren.

Zum erstenmale in ihrem Leben hatte sie gepudertes Haar, eine hohe mit Blumen und Federn geschmückte Frisur. Ihr Kleid aus Silberbrokat war mit Granaten besaet, um den Hals hatte sie Perlen, für welche sich wahrlich keine Gräfin schämen mufste und in der Hand hielt sie einen Bernsteinfächer so fein durchbrochen, dafs er einem Spitzengewebe glich.

Die Bewunderung war eine allgemeine, als Herr Pistorius mit seiner Frau auf dem Schlofse erschien. In dem weifsen mit Stuck gezierten, von einer Menge Venezianer Spiegel, in einem Meere von Wachslichtern in Krystalllustern erstrahlenden Saale war Dorchen die holdeste Erscheinung, sie glich einer weifsen Rose im Schnee. Von allen Seiten wurde geflüstert, Herr Pistorius sei das glücklichste Wesen der Welt.

„Lange hatte er zwar ausgesucht," sagte jemand, „aber er wählte auch das Allerschönste aus."

Herr Pistorius hörte es und ging in eitler Wonne auf. Auch Dorchen freute die Bewunderung, und auch ihr Herz bebte vor Vergnügen, insbesondere ale sie mit einemmale Florian erblickte.

„Ah, Sie hier!" redete sie ihn an und Herr Pistorius blieb stehen und überwand sich soweit, dafs er ihm ganz ruhig „Guten Abend" wünschte.

„Herr Pistorius, Herr Apotheker!" rief in diesem Augenblicke der Herr Notar. „Ich bitte Sie inständigst auf ein Wörtchen!" und er zog ihn einige Schritte mit sich,

Dorchen stand Florian allein gegenüber.

„Ich höre allabendlich ihr Lied," seufzte sie, „aber es wird, wie ich höre, nicht mehr lange dauern?"

„Und freut Sie dieses mein Lied?"

Sie antwortete zwar nicht, aber der Ausdruck ihres Gesichtes war bezeichnend.

„Und wird ihnen nach mir — nein, nach dem Liede bange sein?" fragte er.

Eine Träne stahl sich aus ihren Augen und rann langsam über ihre Wange herab.

„Ich werde bleiben!" flüsterte er.

Sie erschrak zwar, lächelte aber.

Herr Pistorius kehrte zurück.

„Willst du dich nicht niedersetzen?" frug er seine Frau, nur um sie von dieser Stelle wegzubringen.

„Ruhig, die Frau Fürstin!" flüsterte man im Saale.

Die Türen flogen auf und die Schlofsherrin, von ihren adeligen Gästen umgeben, schritt durch den Saal in der Richtung zu einer Gruppe Lehnstühle, welche in der Nähe des Kamins, in dem ein Feuer flackerte, aufgestellt waren. Sie war von grofser majestätischer Gestalt, in dunklen Samt gekleidet. Nach allen Seiten grüfsend, liefs sie sich nieder und winkte mit ihrem Fächer Diesen und Jenen intim heran, damit sie näher treten. Die Fürstin Antonie Eleonore von Lodĕnic war kein alltägliches Wesen. Sie besafs einen kühnen männlichen Geist, und dennoch ein zartes, weibliches, mütterliches Herz. Sie sorgte für ihre Leute mit Wahrhaftigkeit, bewillkommte sie mit einer patriarchalischen Gastfreundschaft gerne in ihrem Hause, mengte sich niemals vorwitzig in ihre Angelegenheiten, aber ihr Wohl wünschte sie aufrichtig, sie stand ihnen immer mit Rat und Tat zur Seite. Sie hafste Kriecherei und Schmeichelei. Sie sprach kurz in nicht besonders gewählten Worten und wünschte, dafs auch mit ihr so gesprochen werden möge. Sie verstand es über

alle Maſsen sanft zu sein, aber auch sehr streng. Jetzt lächelte sie bloſs.

„Endlich sind wir wieder einmal in Euerer Mitte!“ sagte sie laut mit ihrer kräftigen, aber angenehmen Stimme.

Alles drängte sich um ihren Sitz. Sie rief Alle beim Namen, bewillkommte jeden insbesondere, begann über die Familienangelegenheiten auszufragen, über die Kinder, über die Wirtschaft. Sie wurde der Frau Bobeš gewahr.

„Ah meine Liebe!“ rief sie aus. „Sie haben also ihr Mündel verheiratet. Wo ist sie, sie war ein schönes Kind!“

„Hier ist sie,“ erwiderte Frau Bobeš und zog Dorchen an der Hand näher herzu.

„Aber sie ist noch immer ein Kind!“ wunderte sich die Fürstin, „muſsten Sie denn so eilen?“

Die Frau Rentmeisterin brachte etwas zaghaft zwischen den Zähnen hervor, was niemand verstand, und die Frau Fürstin frug: „Und wo ist ihr Mann?“

Herr Pistorius, bleich vor Aufregung, daſs die Fürstin nach ihm gefragt und vor Schmerz, welchen ihm die Hand verursachte, näherte sich und begann sich so graziös zu verbeugen, wie er es nur vermochte. Dorchen hängte sich, durch einen Blick ihrer Tante dazu aufgefordert, in ihn ein, und machte gemeinschaftlich mit ihm eine Verbeugung, beiläufig so, wie einstens vor dem Herrn Lehrer in der Schule. Die Fürstin hielt plötzlich inne, schloſs mit einem raschen Griff den Fächer, mit welchem sie sich gerade gespielt hatte und etwas wie der

Ausruf einer Verwunderung entrang sich ihren Lippen, um welche nicht mehr die Spur eines Lächelns spielte.

„Das ist der Mann dieses Kindes?“ frug sie sehr laut und fügte ohne Umschweife hinzu: „Und das habet Ihr gestattet? Und Sie, Herr, haben Sie ein Gewissen?“

Rentmeisters waren, wie wenn der Blitz bei ihnen eingeschlagen hätte, Herr Pistorius war bleich wie der Tod und um Dorchens Lippen spielte ein nichtsagendes Lächeln.

In der gröfsten Verwirrung stiefs die Frau Rentmeisterin ungeschickt eine ungeheuere, kühne Lüge hervor.

„Wenn Dorchen es durchaus gewollt,“ sprach sie unter allgemeinem Stillschweigen.

Aber jetzt wurde die Fürstin im höchsten Grade böse.

„Sie wollte es! Sie wollte es!“ rief sie. „Das soll ein Grund sein! Hattet ihr denn keine Rute im Hause?“ Bei aller Achtung vor der Fürstin und ungeachtet der Würde des Augenblickes konnten sich die Anwesenden eines stillen Lachens nicht erwehren.

Die Fürstin sah sich überrascht um, aber sie mufste jetzt auch lächeln: die Verlegenheit Dorchens, die Verzweiflung der Frau Rentmeisterin und die Starrheit des Herrn Pistorius luden zu sehr zur Heiterkeit ein. Als dann die Gäste das Lächeln in dem Gesichte der Frau Fürstin bemerkten, hielten sie es für ein Zeichen, dafs man der Munterkeit die Zügel schiefsen lassen dürfe, und der Saal erdröhnte von einem herzhaften lauten Lachen —

in welches sich selbst Dorchens Stimme mengte.

Die Fürstin streichelte mit dem Fächer ihre Wange, und sah sie halb scherzhaft, halb mitleidig an, sagte ihr einige verbindliche Worte, und brach so der Schärfe ihrer Worte die Spitze ab. Dann gab sie ein Zeichen, dafs das Konzert zu beginnen habe.

Herr Pistorius wartete auf dieses Zeichen und als die Aufmerksamkeit Aller zu dem Podium gekehrt war, wo das Piano stand, fafste er fest seine Frau bei der Hand und flüsterte: „Nach Hause!“

„Jawohl,“ antwortete sie durch sein blasses und leidendes Aussehen erschreckt. Er tat ihr leid. In derselben Nacht hatte Herr Pistorius derartige Schmerzen in der Hand, dafs er weinte. Dorchen und Judith wachten bei ihm und am nächsten Tage fuhr er mit seiner Frau nach Prag, teils um dem Gelächter zu entgehen, teils um mit einem Arzte Beratung zu pflegen. Aber in Prag wurde die Sache noch schlimmer, in kurzer Zeit stellte sich noch zu alledem beim Herrn Blasius die Gelbsucht ein, und als ihm der Arzt nicht genügend rasch helfen konnte, sagte er: „Ich werde wenigstens nach Hause sterben gehen.“ Und sie fuhren zurück nach Dubrovic.

Nun begann für Dorchen eine herbe Prüfung. Ihr Mann litt unglaublich, und sie litt mit ihm. Tag und Nacht mufste sie neben ihm sitzen und sein Schelten, seine Verweiflungsrufe anhören. Sie mufste Judith zu Florian mit der Bitte senden, er solle nicht mehr auf

seiner Flöte spielen, denn dadurch brachte er den Herrn Pistorius zur Raserei.

Eines Tages meldete der Arzt, es sei nötig die Hand zu amputieren.

Herr Pistorius willigte aber nicht ein, und als er sich nach zwei Tagen hiezu doch entschloſs, sagte ihm der Arzt kurzweg, es sei schon zu spät.

„Es ist mir also nicht mehr zu helfen?“

Der Arzt schwieg.

„Schickt mir um den Geistlichen und dann um den Notar,“ befahl nach einer Weile Herr Pistorius in fast ruhigem Ton.

Judith weinte heftig und Dorchen war ganz blaſs.

Der Priester gab ihm die letzte Öhlung und dann diktierte Herr Blasius dem Notar sein Vermächtnis. In derselben Nacht starb er.

VI.

Sie kleideten das arme Dorchen in Trauer und sagten ihr, sie möge weinen. Dorchen konnte nicht, sie fühlte eine Erleichterung. Sie wünschte Herrn Pistorius gerade nicht den Tod, sie hätte es sich zur Sünde angerechnet, aber es war ihr wohler denn je.

Frau Bobeš setzte ihr vergeblich auseinander, daſs eine Witwe, die so viel Vermögen erbt, aussehen müsse, als wollte sie verzweifeln. Dorchen konnte das Lachen nicht zurückhalten. Endlich verfiel die Tante auf den Gedanken, Dorchen eine Zwiebel in das Tuch

einzubinden, damit sie doch irgend eine Träne bei dem Leichenbegängnisse hervorbringen möge.

„Was würden die Anverwandten sagen!" entschuldigte sie sich gegenüber dem Manne, als er sie deshalb zurechtwies.

Die Verwandten kamen von allen Seiten erst einen Tag nach dem Begräbnisse an, sie lamentierten sehr.

„Ein solches Vermögen soll in fremde Hände gelangen!" Und sie warfen schreckliche Blicke auf die Witwe und einige drohten mit dem Prozeſs, und einige sogar — auch mit der Faust.

Dorchen begriff nicht, was alle die Leute wollen, aber ihre Tante führte den Streit für sie. Jetzt kam der Herr Notar und die Aufregung erreichte ihren Höhepunkt. Er erbrach das Testament. Es war still wie im Grabe. Mit Ausnahme von Dorchen zitterten alle wie Espen. Mit einemmale unterbrach die Stille ein süſses, ergreifendes Lied, die bezaubernden Töne der Flöte Florians! Dorchen lächelte selig. Nach langer Zeit war es zum erstenmale, daſs sie die wundersamen Töne hörte. Sie trat ans Fenster. Der Notar wunderte sich, was sie dort suchte und muſste die „geschätzte Frau Witwe" bitten, sie möge ihre Aufmerksamkeit dem zuwenden, was sie hören werde. Die Anverwandten tobten ob der angeblich heuchlerischen, gekünstelten Gleichgiltigkeit. „Sie, die Natter, Schlange, wird wohl sicher wissen, was in dem Dokumente stand."

Der Notar bat um Ruhe und begann zu lesen: „Mein ganzes bewegliches und unbewegliches Vermögen vermache ich meiner Gattin der Frau Dorothea Pistorius. —“

Das Geschrei und der Lärm der erbitterten Verwandten übertönte die Stimme des Notars. Er mufste schreien, als er weiter las —

„jedoch mit der Bedingung, dafs sie den verdammten Musikanten Florian Sloupenský, dessen Flöte mir den Tod gebracht, nie ehelicht. Ja nicht einmal in demselben Orte, wo er sich aufhält, darf meine Witwe leben, wenn sie dadurch des ererbten Vermögens nicht verlustig gehen will.“

Grabesstille verbreitete sich im Gemache, einer sah verwundert auf den andern, und die zauberischen Töne der Flöte klangen weiter süfs, ergreifend und nahmen Dorchens Seele ganz gefangen.

Jetzt waren Aller Blicke starr auf die Witwe geheftet und Dorchen errötete und sie sprach zwar mit Ruhe, aber mit Festigkeit: „Dann wird wohl dieses Vermögen niemals mein eigen sein!“

Von den Lippen aller Anwesenden löste sich ein einziger, tiefer Seufzer.

„Judith!“ bat Dorchen. „Gehe, führe den Herrn Sloupenský hierher.“ Judith ging. Unterwegs sagte sie ihm alles, worum es sich handelte. Inzwischen stürzte sich die Tante auf Dorchen:

„Kind,“ rief sie, „unverständiges Kind, ich weifs, wo du hinzielst! Bist du denn ganz von Sinnen?“

„Lassen Sie ihr die Freiheit der Handlung!“ riefen die Verwandten von allen Seiten, indem sie ungewisse Hoffnungen aus den Worten der Frau Rentmeister für sich ableiteten. Plötzlich fühlten sie sich voller Liebe zu Dorchen hingezogen, und die Fäuste, mit denen sie sie früher bedroht, kehrten sich gegen die Frau Rentmeister.

„Wollen Sie sie zum zweitenmale verkaufen?“ schrieen die Damen aus der Anverwandtschaft in moralischer Entrüstung. „War es nicht genug mit dem widerwärtigen Greise? Armes, goldenes Kind!“ Sie wischten sich die Tränen ab. Die Männer schrieen: „Schande, Schande!“

In diesem Lärm erschien Florian, blaſs, aufgeregt, mit leuchtenden Augen.

„Dorchen,“ rief er aus, „warum riefen Sie mich hierher?“

„Damit Sie sagen — damit Sie raten —“ brachte sie stockend hervor.

„Ich weiſs, weiſs Alles!“ sagte er mit schwärmerischem Blick. „Wollen Sie, daſs ich Ihnen Rat gebe, wie Sie wählen sollen zwischen Liebe und Geld?“

Es herrschte groſse Stille im Zimmer, Dorchen atmete schwer.

„Sie möchten, könnten diesem Vermögen entsagen — wegen, wegen —“ stockte jetzt Florian.

„Florian,“ sagte sie und sah ihm träumerisch in die Augen. „Ich bin kein Kind mehr. Wenn Sie mich so lieb hätten, so lieb, wie ich Sie —“

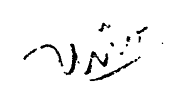
Er kniete vor ihr nieder, sie vergafsen die Anwesenheit der fremden Leute.

„Nun dann gehen wir von dannen!“ rief Dorchen — und sie gingen.

Die Tante lief hinter ihnen her, und rang die Hände. Die Verwandten stürzten einer auf den andern und rauften sich, wie eine Hundemeute — moralisch.

Das Vermögen des Herrn Pistorius reichte gerade zur Bezahlung der zwölf Prozesse, welche um dasselbe angestrengt wurden Die eigentlichen Erben waren demgemäfs die Advokaten.

Dorchen nahm aus dem Hause ihres Mannes nur einen einzigen Gegenstand mit: Jene kostbare Puppe, sein erstes Geschenk, und beglückte damit das älteste Töchterchen der Frau Rentmeisterin. Sie schenkte ihr die Puppe, um zu beweisen, dafs sie aufgehört, ein Kind zu sein.





ITEM CHECKED OUT

Due Date: 8/16/2002 11:59 PM

Title: ILL Drei legenden vom kruzifix
e
Author:
Call Numb P G 5038 Z4 A15 1906 MAIN
Enumerati 1 vol.
Chronolog
Copy:
Item Barc 39002063231261

See Your Library Account information at:
http://orbis.library.yale.edu

